

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT (SNTU)

Serie A, Band 15

Herausgegeben von DDr. Albert Fuchs
o. Professor an der Theologischen Fakultät Linz

Die „Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt“ (Serie A = Aufsätze) erscheinen seit 1976, mit Originalaufsätzen oder bearbeiteten Übersetzungen sonst schwer zugänglicher Artikel.

Inhaltlich werden wissenschaftlich-exegetische Arbeiten bevorzugt, gelegentlich auch historische und philologische Fragen behandelt.

Alle Manuskripte, Korrekturen, Mitteilungen usw., die die Serie betreffen, werden an den Herausgeber, Prof. DDr. Albert Fuchs, Blütenstr. 17, A-4040 Linz, erbeten. Es wird darum ersucht, die Manuskripte in Maschinschrift einseitig beschrieben, spationiert (auch und besonders die Fußnoten) und in druckreifem Zustand einzusenden (eine Zusammenfassung, deren Umfang 10–15 Zeilen nicht übersteigen soll, ist sehr erwünscht).

Abkürzungen, Zitate und Schreibweise (Angabe von Untertitel, Reihe usw.) sollten den bisher erschienenen Bänden entsprechen bzw. sich nach LThK² und TRE richten. Biblische Namen (mit Ausnahmen) nach den Loccumer Richtlinien, Bibelzitate nach der deutschen Einheitsübersetzung. Hebräische Texte werden in Transkription gedruckt.

Anschriften der Mitarbeiter:

Prof. DDr. Heinz Giesen, Postfach 1361, D-5202 Hennef
Ass. Prof. Dr. Walter Pratscher, Rooseveltplatz 10, A-1090 Wien
Prof. Dr. Udo Schnelle, Kochstraße 6, D-8520 Erlangen

Für Abweichungen in der Zitierweise sind die Autoren verantwortlich.

© Prof. DDr. A. Fuchs, Linz 1990. Alle Rechte vorbehalten.

Bestelladresse:

Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt
A-4020 Linz, Bethlehemstraße 20 / Austria

INHALTSVERZEICHNIS

HEINZ GIESEN

Im Dienst der Einheit 5

WILHELM PRATSCHER

Der Standort des Herrenbruders Jakobus im theologischen
Spektrum der frühen Kirche 41

UDO SCHNELLE

Perspektiven der Johannesexegese 59

ALBERT FUCHS

Offene Probleme der Synoptikerforschung 73

ALBERT FUCHS

Die »Seesturmperikope« Mk 4,35–41 parr im Wandel
der urkirchlichen Verkündigung 101

REZENSIONEN

Aland K. - Meurer S., Wissenschaft und Kirche (Fuchs)	140
Baarda T., Text and Testimony (Fuchs)	139
Barnikol E., Das entdeckte Christentum (Fuchs)	144
Barrett C. K., Das Evangelium nach Johannes (Fuchs)	169
Berger K., Die Weisheitsschrift aus der Kairoer Geniza (Langer)	214
Besier G. - Gestrich Ch., 450 Jahre Evangelische Theologie in Berlin (Fuchs)	141
Betz H. D., Hellenismus und Urchristentum (Fuchs)	136
Corley B., Colloquy on New Testament Studies (Fuchs)	153
Davies W. D. - Allison D. C., Commentary on the Gospel According to Saint Matthew (Fuchs)	158
Drewermann E., Das Markusevangelium (Fuchs)	161
Evang M., Rudolf Bultmann in seiner Frühzeit (Fuchs)	149
Farmer W. R., Jesus and the Gospels (Fuchs)	151
Fortna R. H., The Fourth Gospel and its Predecessor (Niemand)	176
Frankemölle H. - Kertelge K., Vom Urchristentum zu Jesus (Fuchs)	137
Gebauer R., Das Gebet bei Paulus (Oberforcher)	183
Gielen M., Tradition und Theologie neutestamentlicher Haustafelethik (Fuchs)	194
Godet F., Das Evangelium des Johannes (Fuchs)	170
Gräßer E., An die Hebräer (Fuchs)	195
Habermann J., Präexistenzaussagen (Schnelle)	209
Hampel V., Menschensohn und historischer Jesus (Fuchs)	208
Herrnbrück F., Jesus und die Zöllner (Weißengruber)	200
Hurth E., In His Name (Weißengruber)	202

Jaspert B., Theologie und Geschichte (Fuchs)	136
Kaut Th., Befreier und befreites Volk (Fuchs)	166
Kern W.-Pottmeyer H. J.-Seckler M., Handbuch der Fundamentaltheologie	222
Kertelge K. - Holtz T. - März C. P., Christus bezeugen (Fuchs)	138
Kiilunen J., Die Vollmacht im Widerstreit (Fuchs)	163
Kosch D., Eschatologische Tora (Fuchs)	205
Kraus H.-J., Julius Schniewind (Kogler)	146
Kühschelm R., Verstockung, Gericht und Heil (Fuchs)	173
Lannert B., Die Wiederentdeckung der neutestamentlichen Eschatologie durch J. Weiß (Fuchs)	148
Lenhardt P. - Osten-Sacken P. v. d., Rabbi Akiva (Fuchs)	213
Leutzsch M., Die Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit im »Hirten des Hermas« (Pratscher)	218
Lips H. von, Weisheitliche Traditionen (Fuchs)	207
Loader W. R. G., The Christology of the Fourth Gospel (Weißengruber)	180
Lüdemann G. - Schröder M., Die Religionsgeschichtliche Schule (Niemand)	143
Marquardt F.-W., Das christliche Bekenntnis (Fuchs)	221
Meyer R., Zur Geschichte und Theologie des Judentums (Fuchs)	212
Moeller B., Theologie in Göttingen (Fuchs)	142
Neudorfer H.-W., Die Apostelgeschichte des Lukas, I (Fuchs)	181
Neudorfer H.-W., Die Apostelgeschichte des Lukas, II (Fuchs)	182
Otto W., Freiheit in der Gebundenheit (Fuchs)	150
Prieur J. M., Acta Andreae (Fuchs)	217
Rau E., Reden in Vollmacht (Fuchs)	204
Roloff J., Exegetische Verantwortung (Fuchs)	135
Ruager S., Hebräerbrief (Fuchs)	196
Schäfer K., Gemeinde als »Bruderschaft« (Fuchs)	183
Schmeller Th., Paulus und die »Diatriben« (Weißengruber)	185
Schmithals W., Der Römerbrief (Fuchs)	188
Schneemelcher W., Neutestamentliche Apokryphen, I (Fuchs)	215
Schnelle U., Antidoketische Christologie (Fuchs)	179
Schoedel W. R., Die Briefe des Ignatius von Antiochien (Fuchs)	220
Schottroff L., Befreiungserfahrungen (Fuchs)	212
Sellin G., Der Streit um die Auferstehung (Weißengruber)	191
Simonis W., Der gefangene Paulus (Fuchs)	190
Sylva D. D., Reimagining the Death of the Lukan Jesus (Fuchs)	168
Taeger J.-W., Johannesapokalypse (Schnelle)	197
Theißen G., Lokalkolorit (Fuchs)	198
Theobald M., Fleischwerdung (Schnelle)	171
Thiede C. P., Das Petrusbild (Fuchs)	211
Tuckett C. M., Synoptic Studies (Fuchs)	156
Vincent J. M., Leben und Werk des frühen E. Reuss (Fuchs)	145
Wengst K., Bedrängte Gemeinde (Fuchs)	175
Zahn Th., Brief an die Galater (Fuchs)	193

REZENSIONEN

J. Roloff, Exegetische Verantwortung in der Kirche, Aufsätze hg. v. M. Karrer, Göttingen 1990 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 399 Seiten, kart. DM 74,—

Aus einer weit umfassenderen Liste von Publikationen hat der Herausgeber, wie die am Schluß angefügte wissenschaftliche Bibliographie erkennen läßt, zum 60. Geburtstag des Autors vier Gruppen von Aufsätzen zusammengestellt und im großen und ganzen unverändert ediert. Entsprechend der Tätigkeit Roloffs beim Lutherischen Weltbund in Genf bilden fünf Beiträge zur Schriftauslegung in ihrem Verhältnis zur Kirche den ersten Block (zwei davon erstmals veröffentlicht). Teil II und III bringen jeweils zwei Aufsätze zur Christologie und zum Herrenmahl, der vierte, umfangreichste befaßt sich mit Fragen der Ekklesiologie. Hier findet man so bekannte und aktuelle Themen wie die Paulusdarstellung des Lk, Ansätze kirchlicher Rechtsbildung und das Verhältnis von apostolischem Amt zur Apostolizität der Kirche. Jeder Eingeweihte weiß, daß es sich dabei sowohl um besonders bevorzugte Themen des Verfassers wie der heutigen exegetischen und kirchlichen Diskussion handelt. Überhaupt gehört es ja zu den Charakteristika und zum Vorzug der Arbeiten Roloffs, daß seine Beiträge nicht kirchenfremd sind, sondern theoretisch und praktisch, wie seine zahlreichen Predigtmeditationen zeigen, kirchliche Probleme berücksichtigen und aufgreifen. Mit Recht hat der Herausgeber deshalb im Vorwort hervorgehoben, daß der Autor als Zielangabe seines Faches und damit seiner persönlichen Arbeit sieht, die »Kirche in das Gespräch mit der biblischen Überlieferung zu bringen«, ein Desiderat, das noch in keiner kirchlichen Konfession verwirklicht ist.

So anerkennenswert es ist, daß die vorliegenden Aufsätze leichter zugänglich gemacht wurden, so sehr hätte man doch eine andere Auswahl gewünscht. Eine Trennung der ntl. Aufsätze (dafür aber eine größere Anzahl) von den mehr kirchenpolitisch-ökumenischen hätte wahrscheinlich beide Seiten mehr befriedigt. Der Exegese ist aber auch mit diesem Neudruck ein guter Dienst erwiesen.

H. D. Betz, *Hellenismus und Urchristentum. Gesammelte Aufsätze I*, Tübingen 1990 (Verlag J. C. B. Mohr), VIII + 303 Seiten, geb. DM 168,—

Von den in diesem Sammelband neu gedruckten Aufsätzen, die chronologisch geordnet sind und aus den letzten 30 Jahren stammen, ist nur ein Teil für das NT von größerer Bedeutung: »Lukian von Samosata und das Christentum« (II) und »Neues Testament und griechisch-hellenistische Überlieferung« (XVI). Von gewissem Interesse ist auch der Aufsatz »Das Problem der Auferstehung Jesu im Lichte der griechischen magischen Papyri« (XV), in dem u. a. das Verständnis der Auferstehungsberichte des NT von seiten eines antiken Menschen zur Sprache kommt. Während sich II damit auseinandersetzt, inwieweit die Bemerkungen des Lukian über das Christentum der Realität entsprechen, befaßt sich XVI mit dem wissenschaftsgeschichtlichen Thema, ob das NT mit seinen Schriften in die griechische und römische Literaturgeschichte eingeordnet werden soll oder nicht, was im 19. Jahrhundert ausgiebig diskutiert wurde. Die übrigen Aufsätze, die zum Teil in Deutsch, zum Teil in Englisch geschrieben sind und vielfach durch Nachträge auf den neuesten Stand der Forschung gebracht wurden, haben inhaltlich ein weites Feld zum Gegenstand: Mithras-Inschriften, Fragen der griechischen magischen Papyri, Mysterien, Gnostisches, antikes Humanitätsideal, u. ä. Obwohl das breite religionsgeschichtliche Spektrum dieses Bandes über das NT weit hinausgeht, erleichtert der Neudruck auch die Zugänglichkeit der ntl. Artikel (XV ist bisher unveröffentlicht). Als Nachschlagewerk zur Umwelt des NT kann man das Buch auch für ntl. Bibliotheken empfehlen.

Linz

A. Fuchs

B. Jaspert, *Theologie und Geschichte. Gesammelte Aufsätze I* (EH, 23/369), Frankfurt - Bern - New York - Paris 1990 (Verlag P. Lang), 417 Seiten, kart. sfr 81,—

Diese Aufsatzsammlung ist zum Großteil kirchengeschichtlich orientiert, bringt aber auch exegetisch wichtige Publikationen des Autors, der dem Leser vor allem als Herausgeber des Briefwechsels Karl Barth - Rudolf Bultmann und der Gedenkschrift »Rudolf Bultmanns Werk und Wirkung« (1984) bekannt sein wird. Die Beiträge stammen aus den Jahren 1969–1989 und umfassen Grundfragen und Methodenprobleme der Kirchengeschichte; eine Bibliographie zur Deutschen

Mystik und Aufsätze zur Frömmigkeit des Mittelalters und zur Wirkungsgeschichte Martin Luthers, zum Werk und Schicksal des Historikers Heinrich Hermelink und zur Ökumene. Für den Neutestamentler sind besonders die Abschnitte zum Lebenswerk Rudolf Bultmanns und zur Theologie Karl Barths interessant. Man merkt diesen Aufsätzen und auch der Würdigung Paul Tillichs durch den Verfasser die Verehrung der Genannten an, während das Mirbt-Alandsche Quellenwerk zur katholischen Kirchengeschichte deutliche Kritik erfährt. Darüber hinaus macht sich ein stark an Luther orientiertes, andererseits aber auch ein deutlich ökumenisches Denken überall bemerkbar. Der Band ist drucktechnisch ausgezeichnet gestaltet und durch Schriftstellen- und Autorenregister aufgeschlossen. Man kann ihn vor allem für Historiker, aber auch Bibliker empfehlen.

Linz

A. Fuchs

H. Frankemölle - K. Kertelge (Hgg), Vom Urchristentum zu Jesus (= Fs. J. Gnilka), Freiburg - Basel - Wien 1989 (Verlag Herder), 536 Seiten, geb. DM 67,50

In üblicher Weise wurde von Schülern und Fachkollegen diese Festschrift für den Jubilar gestaltet. Das Thema bringt Denk- und Arbeitsweisen der historisch-kritischen Exegese zum Ausdruck, die die Rückfrage nach Jesus nur über die verschiedenen Traditionen der urkirchlichen Überlieferung stellen kann. Die 29 Beiträge betreffen alle Gruppen ntl. Schriften in der Reihenfolge des Kanons, aber auch Vorfragen oder übergreifende Themen. So wird der Band mit der Frage darnach eingeleitet, ob Jesus Schüler des Johannes war (und verneint), und mit der zweiten fortgeführt, ob er sich als jes. Gottesbote verstand (ebenfalls abgelehnt). Gegen Ende findet man Überlegungen eines Dogmatikers über die Forderung einer zeitgemäßen geistlichen Schriftauslegung, u. ä. Aufgrund seines umfangreichen Querschnitts durch die heutigen Fragen der ntl. Exegese und weil die Einzelartikel auch fast ausnahmslos deutschsprachige Autoren als Verfasser haben, ist der repräsentative Band ebenso sehr ein Spiegelbild dieses Flügels der exegetischen Wissenschaft wie ein Zeichen der Anerkennung für das exegetische Werk des Geehrten. Wer nicht auf spezielle Fragen eine Antwort sucht und deshalb auswählt – ein Schriftstellenregister hilft zusätzlich dazu –, tut gut daran, die ganze Festschrift zu lesen, um damit eine gewisse Auskunft darüber zu erhalten, wo heutige Fragen und Interessen der Exegese liegen. Auch auf Nebenschauplätzen sind die Ergebnisse oft überraschend. Umfangmäßig und methodisch kommt der Traditionsprozeß deutlich

ans Tageslicht, bezeugt aber gerade dadurch die Bedeutsamkeit des Ursprungs. Der Sammelband empfiehlt sich nicht nur für Fachleute.

Linz

A. Fuchs

K. Kertelge - T. Holtz - C. P. März (Hgg), *Christus bezeugen* (= Fs. Wolfgang Trilling), Freiburg - Basel - Wien 1990 (Verlag Herder) 312 Seiten, geb. DM 78,-

Diese Festschrift zum 65. Geburtstag von W. Trilling bringt neben einem Grußwort und einer Bibliographie 24 Beiträge von katholischen und evangelischen Autoren aus dem deutschen und englischen Sprachraum zu ntl. und patristischen Themen. In dieser Tatsache zeichnet sich nicht nur die heute in der Exegese übliche überkonfessionelle Zusammenarbeit ab, sondern auch die eingangs deutlich zur Sprache kommende ökumenische Tätigkeit des Geehrten durch mehrere Jahrzehnte. Soweit es um wissenschaftliche Äußerungen geht, bietet die Bibliographie bzw. die vor kurzem veröffentlichte Aufsatzsammlung (*Studien zur Jesusüberlieferung* [SBAB, 1], Stuttgart 1988) einen Überblick. Der Großteil der Autoren widmet sich Fragen, die mit dem historischen Jesus und den synoptischen Evangelien zu tun haben, vier behandeln den Röm, zwei Beiträge betreffen 2 Kor bzw. 1 Joh. Am Anfang steht eine mehr grundsätzliche Auseinandersetzung, in der H. Schürmann sich methodisch mit dem Verhältnis wissenschaftlicher Exegese zu Schrift und Wort Gottes befaßt und dabei zu einigen deutlichen Folgerungen kommt. Mit Bezug auf Schrift und Verkündigung kann man lesen: »Weder die Schrift noch die viva vox Evangelii können universalkirchlich (!) als sui ipsius interpres verstanden werden« bzw. »Schriftauslegung ist an die kirchliche Verkündigung . . . verwiesen. Ein den *Wechselbezug* leugnendes (!) *Sola-Scriptura-Prinzip* kann somit nicht Grundlage einer theologischen Schriftauslegung sein« (15). Im weiteren wird die historisch-kritische Methode gegen übertriebene Kritik verteidigt (28) und der begrenzte Wert linguistischer Untersuchungen hervorgehoben (25), was gleich in mehrere Problemnester klassischer und heutiger Exegese sticht. Ähnlich grundsätzlich, wenn auch mit ganz anderer Thematik, befaßt sich ein Aufsatz von W. Vogler mit dem historischen Jesus und der nachösterlichen Christusverkündigung und zeigt einmal mehr, wie sehr Bultmann und seine Kerygmatheologie auf dem Rückzug begriffen sind bzw. daß die explizite Christologie sehr wohl und ausgiebig vorösterliche Ansätze hat. Erwähnung verdient, daß gleich der nächste Beitrag von T. Holtz (AT und frühes Bekenntnis der Gemeinde) dazu in starkem Gegensatz steht. Denn Holtz meint: »Das Bekenntnis zu Jesus als Christus entspricht nicht nur *nicht*

der Haltung und der Selbstaussage des irdischen Jesus, sondern es widerspricht dieser . . .« (56). So ökumenisch die Autoren also sein mögen, es wird noch Anstrengungen brauchen, um so konträre Gegensätze auszugleichen. Ohne daß Näheres noch weiter angeführt werden könnte, befinden sich die übrigen Studien ebenfalls auf hohem wissenschaftlichen Niveau und treiben die Exegese voran, was auch das exegetische Werk des Geehrten kennzeichnet. Nicht nur eine Festschrift mehr, sondern ein wirklicher exegetischer Ertrag.

PS: Druckfehler: 31 *teologia* (statt *Theologia*) *biblica*; 60 Fitzmyer; 103 Carlston (statt Charlston); 139, Anm. 20 falsche Literaturangabe; 300, Nr. 11: die Übersetzung ist portugiesisch, nicht spanisch; 310 Marxgen; etc.

Linz

A. Fuchs

T. Baarda u. a. (Hg), *Text and Testimony. Essays on New Testament and Apocryphal Literature* (= Fs. A. F. J. Klijn), Kampen 1988 (Verlag J. H. Kok), 286 Seiten, geb. hfl 75,75

26 Kommentatoren haben sich bereit gefunden, zum 65. Geburtstag des Geehrten einen Beitrag zu schreiben, aus jenen Disziplinen, die zum umfassenden Arbeitsgebiet des früheren Professors von Utrecht und Groningen gehören: Judentum, Gnostizismus, Textkritik und Kanongeschichte des NT, Exegese und Frühes Christentum, abgesehen von herausgeberischen Tätigkeiten. Es ist deshalb unmöglich, alle Arbeiten in einer kurzen Rezension einzeln anzuführen, nur die exegetischen können hier berücksichtigt werden. — G. Bouwman befaßt sich mit dem Westlichen Text der Apg und ist der Meinung, daß Apg 1,6–14 sekundär ist, 1,15–26 wahrscheinlich ebenfalls. B. M. F. van Iersel versucht Mk 1,8 neu zu interpretieren, doch vermißt man hier eine quellenkritische Klärung des synoptischen Logions als notwendige Voraussetzung dafür. Von M. de Jonge werden interessante Parallelen aus dem Bericht über den Tod der Makkabäischen Martyrer zu den Dahingabeformeln gebracht, und G. Mussies stellt die religionsgeschichtlichen Texte zum Traum des Josef (Mt 1,18–23) zusammen. G. Strecker liefert einen zweiten Exkurs zum komplexen Thema »Antichrist« (vgl. seinen Kommentar zu den Johannesbriefen), und W. Rordorf untersucht das Verhältnis der apokryphen Paulusakten zu Apg und Past. J. H. Charlesworth zeigt, daß die jüdischen Pseudepigrapha Interpretationen der Torah sind und in Zusammenhang mit ihr verstanden

werden müssen. Eine Bibliographie schließt den Band ab, der auch äußerlich einer Festschrift würdig ist. Wegen seiner weitgestreuten Thematik ist er wohl vor allem für Bibliotheken zu empfehlen.

Linz

A. Fuchs

K. Aland - S. Meurer (Hgg), *Wissenschaft und Kirche* (= Fs. E. Lohse), Bielefeld 1989 (Luther-Verlag), 404 Seiten, geb. DM 58,—

Aus vier Fachbereichen kommen die Autoren der Beiträge dieses Bandes, die zum 65. Geburtstag des Geehrten geschrieben wurden. Entsprechend seiner Tätigkeit als Professor für Neues Testament an den Universitäten Mainz, Kiel und Göttingen haben die wissenschaftlichen Aufsätze zum NT nicht bloß zahlenmäßig, sondern auch inhaltlich das größte Gewicht. U. Wilckens und P. Stuhlmacher setzen sich mit dem Begriff und der Geschichte des ntl. Kanons auseinander, der besonders in der evangelischen Theologie Relevanz hat und in vergangenen Jahren zu manchen Kontroversen führte. O. Merk erinnert an die Rolle des Römerbriefs von K. Barth für die Entstehung der Dialektischen Theologie und auf welche gegensätzliche Resonanz auch die übrigen ntl. Arbeiten des Genannten seinerzeit gestoßen sind. Dazwischen stehen exegetische Beiträge von R. Schnackenburg zu Mt 13,52, E. Schweizer zu den »Elementen der Welt« Kol 2,20 und Gal 4,3.9; T. Holtz findet für 1 Thess 2,15f und Röm 11,25f denselben Sitz im Leben der jüdischen Ablehnung des christlichen Bekenntnisses; C. K. Barrett klärt die Begriffe »Schule, Verein und Kirche« im NT, während K. Aland die träge Rezeption textkritischer Ergebnisse (u. a. in Auseinandersetzung mit R. Borger) beklagt und die Existenz der vielfach behaupteten Paulusschule zur Sammlung und Reaktion seiner Briefe bestreitet. Schließlich ist A. Vögtle mit einem Aufsatz zur Menschensohnfrage zu erwähnen; der interessante Beitrag hält die Verwendung des Begriffs für nachösterlich und zeigt dies auch an dem umstrittenen Wort Lk 12,8f. Nach den auf die Parusie bezogenen Menschensohnworten wurden auch die vom irdischen gebildet; als letztes entstanden jene vom sterbenden und auferstehenden Menschensohn.

Aus den drei anderen Bereichen, die für die Arbeit von E. Lohse bezeichnend sind, nämlich Kirchenverwaltung, Ökumene und Bibelgesellschaften, können nur wenige stellvertretend für andere genannt werden. E. Gräser und R. Smend berichten über A. Schweitzer und J. Wellhausen; von H. J. Held stammt ein Artikel, der dem *sola fide* der reformatorischen Kirchen ein anderes Verständnis der ortho-

zen Kirche gegenüberstellt. Aus dem letzten Abschnitt soll nur der historisch aufschlußreiche Aufsatz von S. Meurer zur Geschichte der Entwicklung der Bibelgesellschaften erwähnt werden, der überraschende Sachverhalte aufdeckt.

Abschließend stellt man fest, daß diese Festschrift sowohl der ntl. Exegese neue Anstöße vermittelt wie auch dem nicht-fachlichen Leser wertvolle Information bietet. Gerade in ihrem umfassenden Charakter ist sie das angemessene Echo auf die Tätigkeit des Jubilars.

Linz

A. Fuchs

G. Besier - Ch. Gestrich (Hgg), 450 Jahre Evangelische Theologie in Berlin, Göttingen 1989 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 648 Seiten, geb. DM 98,—

Die Evangelische Kirche von Berlin-Brandenburg feierte Herbst 1989 das 450-jährige Jubiläum der Reformation und die Kirchliche Hochschule Berlin hat aus diesem Anlaß eine Festschrift mit 25 Beiträgen erscheinen lassen, die die verschiedensten theologischen Themen aus diesem Zeitraum und geographischen Gebiet umfassen. Als Autoren fungieren Professoren und Lehrbeauftragte der schon erwähnten Kirchlichen Hochschule (Westberlin) und des seinerzeitigen Sprachenkonviktes in Ostberlin, das sich inzwischen ebenfalls zu einer selbständigen Hochschule entwickelt hat. Für den biblischen Bereich sind jene Aufsätze von besonderem Interesse, die sich mit der Gründung der theologischen Fakultät der Univ. Berlin bzw. den Theologen F. Schleiermacher, W. M. L. de Wette, A. Neander, O. Pfleiderer, A. Deißmann, H. Greßmann, H. Lietzmann und A. v. Harnack befassen. Neben ihrer Publikations- und Lehrtätigkeit kommen auch das persönliche Profil und der konkrete historische Hintergrund deutlich zum Vorschein. Über die engeren Grenzen der Theologie hinaus bietet die Einleitung der Herausgeber einen Überblick über die Entwicklung der ganzen evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg, der durch die übrigen Abhandlungen punktuell konkretisiert wird. Unter diesen speziellen Themen, von denen nur das eine oder andere stellvertretend angeführt werden kann, findet man einen Bericht über einen heftigen Streit um die Notwendigkeit von guten Werken; ein Portrait von P. Gerhardt als lutherischer Theologe, Aufsätze zu D. Bonhoeffers »religionslosem Christentum«, K. Barth und die Bekennende Kirche in Berlin, usw. Der ganze schön gestaltete Band zeichnet sich aus durch reiche, theologiegeschichtliche und kirchenhistorische Informationen und ausgezeichnete Literaturangaben. Gerade für Leser, die nicht als evangelische Chri-

sten zur Kirche von Berlin-Brandenburg gehören und die mit evangelischer Theologie- und Kirchengeschichte nicht so vertraut sind wie die eigentlichen Adressaten des Buches, finden in dieser Festschrift reiche Information. Der Blick über den Zaun ist sehr instruktiv und kann allen empfohlen werden, die nicht nur am Heutigen und Einheimischen interessiert sind.

Linz

A. Fuchs

B. Moeller (Hg), *Theologie in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe* (Göttinger Universitätsschriften, A1), Göttingen 1987 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 412 Seiten, geb. DM 48,—

Über ein ganzes Vierteljahrtausend spannt sich der historische und theologische Rückblick über Göttinger Theologie und Göttinger Theologen, der hier vorgelegt wird und eine für den Druck erweiterte Vortragsreihe zum Jubiläum der Georgia Augusta zum Ausgangspunkt hat. Als Paradeuniversität des Protestantismus 1737 gegründet, hat besonders die Theologische Fakultät in diesen vergangenen 250 Jahren das Bild des Protestantismus im Gebiet des heutigen Niedersachsen beeinflusst und den Gang der wissenschaftlichen Forschung geprägt. Die 15 Referate geben einen lebhaften und aufschlußreichen Einblick in die geistige Situation der Universität in der relativ bescheidenen Anfangszeit und in die Strömungen und Kämpfe, die in der Folge auf die Theol. Fakultät einwirkten bzw. von ihr ausgingen. Dem heutigen Leser fällt nicht nur die geringe Zahl der Studenten (200–250) und der begrenzte Numerus an Ordinarien (fünf) auf, aus denen in früheren Zeiten eine Theol. Fakultät bestehen konnte, sondern auch der noch fast enzyklopädische Lehrbereich eines Professors und die Anzahl der Vorlesungen. So erfährt man z. B., daß J. D. Michaelis nicht nur atl. Stoffe, sondern auch »von der Zeit, da die Völker die Kunst noch nicht gekannt haben, Feuer anzuzünden« oder über das Gedächtnis las, und daß J. G. Eichhorn neben seinen orientalistischen Studien auch 12 Bände *Geschichte* bzw. *Weltgeschichte* und 7 Bände *Literaturgeschichte* veröffentlichte, zum guten Teil Wiedergabe seiner wöchentlich 24 Stunden Vorlesungen oder mehr. Daß letzterer von 5 Uhr früh bis 9 Uhr abends arbeitete, mit zwei halben Stunden Unterbrechung für die Mahlzeiten, gehört zu den vielen Details dieses Buches, die es historisch und persönlich so interessant machen. Inhaltlich spannt sich der Bogen von J. L. von Mosheim, dem Vater der neueren Kirchengeschichte und einem der ersten Göttinger Theologen, bis zu K. Barth, dem Begründer der

Dialektischen Theologie. Das Gewicht der biblischen Studien und der Orientalistik in Göttingen tritt deutlich hervor, J. D. Michaelis, J. G. Eichhorn, H. Ewald, P. de Lagarde, J. Wellhausen sind die berühmten Exponenten. Die Religionsgeschichtliche Schule mit Namen wie W. Bousset, A. Eichhorn, H. Gunkel, J. Weiß und W. Wrede bzw. später W. Heitmüller, H. Weinel und H. Greßmann gibt der Forschung eine neue Wendung. Die LXX-Studien mit P. de Lagarde und A. Rahlfs haben in Göttingen ihre Heimat, usw. Für die Geschichte der Orthodoxie ist bemerkenswert, daß C. A. Heumann seinen Lehrstuhl verlor, weil er an einer lutherischen Fakultät eine reformierte Abendmahlslehre dozierte, woraus er die Lehre zog, »daß man nicht alles, was man für wahr hält, jederzeit öffentlich vertreten dürfe« (47); in politischer Hinsicht ist der Protest der »Göttinger Sieben« von 1837 bekannt oder das leidenschaftliche Auftreten H. Ewalds in der politischen Öffentlichkeit. Streitigkeiten mit Fachkollegen, Haß auf Tübingen, kuriose Lebens- und Lehrgewohnheiten einzelner Größen der Fakultät »vermenschlichen« die wissenschaftlich-akademische Szene.

Insgesamt handelt es sich um ein Buch, das man aus historischen, theologiegeschichtlichen und nicht zuletzt menschlichen Gründen gern mehr als einmal zur Hand nimmt und das den Glanz der Universität in menschlichem Gewand deutlich hervortreten läßt.

Linz

A. Fuchs

G. Lüdemann - M. Schröder (Hgg), Die Religionsgeschichtliche Schule in Göttingen. Eine Dokumentation. Mit 80 Abbildungen, Göttingen 1987 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 148 Seiten, kart. DM 19,80

Die hier besprochene Publikation stellt ein Begleitheft zur Ausstellung »Religionsgeschichtliche Schule in Göttingen« dar, die anläßlich der 42. Jahrestagung der SNTS (August 1987) in Göttingen zusammengestellt wurde. Sie dokumentiert die Arbeit des im Jänner desselben Jahres gegründeten Archivs, das Zeugnisse aus der »Geschichte« der religionsgeschichtlichen Schule für die Forschung zugänglich machen soll (Adresse: Projekt »Religionsgeschichtliche Schule«, Institut für Spezialforschungen des Fachbereichs Theologie, Nikolausberger Weg 5b, D-3400 Göttingen).

Die in der Wissenschaftsgeschichte wohl nicht alltägliche Tatsache, daß sich die gesamte Gründergeneration einer für die Theologie des 20. Jahrhunderts funda-

mentalen Bewegung annähernd gleichzeitig an *einer* Fakultät, nämlich jener zu Göttingen, auf die Habilitation vorbereitete und dabei in intensivem wissenschaftlichem und z. T. freundschaftlichem Verkehr stand, erlaubt höchst interessante Einblicke in die historischen, (wissenschafts)politischen, aber auch ganz alltäglichen Rahmenbedingungen ihres Arbeitens. Biographische Notizen werden u. a. für W. Bousset, H. Gunkel, W. Heitmüller, R. Otto, A. Rahlfs, E. Troeltsch, J. Weiß und W. Wrede geboten. Reiches Foto- und Faksimilematerial, Informationen zum *Göttinger Stift* und zum *Loccumer Predigerseminar*, denen die meisten der Genannten angehörten, und zu den gemeinsamen *Publikationsprojekten* (RGG, FRLANT, Göttinger Bibelwerk »Die Schriften des Neuen Testaments für die Gegenwart erklärt«, Religionsgeschichtliche Volksbücher) machen das Bändchen zur kurzweiligen Lektüre. Für uns Heutige nicht ganz untröstlich sind schließlich die Informationen über die institutionellen Rahmenbedingungen einer damaligen »Theologenkariere«.

Linz

Chr. Niemand

E. Barnikol, Das entdeckte Christentum im Vormärz. Bruno Bauers Kampf gegen Religion und Christentum und Erstausgabe seiner Kampfschrift, Aalen ²1989 (Verlag Scientia), VIII+270 Seiten, geb. DM 115,—

Mehr als 40 Jahre hat sich E. Barnikol mit Leben und Werk Bruno Bauers befaßt, den er in der vorliegenden Monographie weniger als ntl. Exegeten denn als Atheisten und exponierten Kämpfer gegen Religion und Christentum darstellt. Schon 1927 hatte er die gleich nach dem Druck von der Schweizer Regierung konfiszierte Kampfschrift Bauers zum erstenmal publiziert; hier wird sie neuerdings (189–270) zugänglich gemacht und der ganze geistige und politische Hintergrund in Verbindung mit der persönlichen und wissenschaftlichen Biographie B. Bauers darzustellen versucht. Man merkt der von seinem Enkel R. Ott fast unverändert herausgegebenen Schrift an, mit welchem inneren Eifer Barnikol den historischen und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen nachgeht. Der Verfasser deckt nicht nur auf, wieviel von B. Bauers Aggressionen gegen Kirche und Offenbarung von J. Chr. Edelmann vererbt wurde, sondern zeigt auch die Verbindung mit Karl Marx, Friedrich Engels und Max Stirner auf. In einem eigenen Kapitel: »Bruno Bauers Haß auf Religion, Christentum und Theologie vor seiner Absetzung März 1842« als Dozent in Bonn wird nachgewiesen, daß die Wurzeln der Entwicklung schon vor die öffentliche Maßregelung Bauers durch das Preussische Ministerium zurück-

reichen. Obwohl das »entdeckte Christentum« und Barnikols Auseinandersetzung damit mehr in den Bereich der Fundamentaltheologie als der ntl. Exegese gehören, sind das Schicksal des ehemaligen Exegeten B. Bauer und die historische Analyse, die der Verfasser versucht hat, sehr interessant und aufschlußreich. Wiederholt stößt man aber auf Passagen, deren Detail sicherlich dem Verfasser, nicht jedoch dem Leser durchschaubar ist und die der Herausgeber durch Anmerkungen klären hätte sollen. Das hindert aber nicht, daß das Buch ein Kapitel einer geistesgeschichtlichen Entwicklung vorlegt, die auch heute noch Interesse und Auseinandersetzung verdient. In diesem Sinn ist die neue und intensiv kommentierte Ausgabe dieser »schärfste(n) Streitschrift eines dezidierten Atheisten gegen Kirche und Theologie, gegen jedes Christentum wie gegen die Religion überhaupt« (20) zu begrüßen, auch wenn man den maßlosen Äußerungen B. Bauers (»ich beweise, daß die Religion die Hölle der Menschenfeindlichkeit, Gott der Profosß dieser Hölle ist« [21; vgl. 91] ablehnend gegenübersteht.

Linz

A. Fuchs

J. M. Vincent, *Leben und Werk des frühen Eduard Reuss. Ein Beitrag zu den geistesgeschichtlichen Voraussetzungen der Bibelkritik im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts* (BEvTh, 106), München 1990 (Verlag Chr. Kaiser), 400 Seiten, geb. DM 135,—

Diese auf eine bei H. Reventlow 1984 in Bochum vorgelegte Habilitationsschrift zurückgehende Monographie stellt eine brillante Auseinandersetzung mit Leben und Werk des bekannten Straßburger Exegeten E. Reuss (1804–1891) dar. Dabei ist jedoch die doppelte Einschränkung zu machen, daß der Autor, der früher als baptistischer Pastor in Nordfrankreich tätig war und jetzt in Bangui, Zentralafrikanische Republik, AT doziert, nur die Zeit bis 1842 untersucht, sodaß ein ganzes halbes Jh. an exegetischer Lehre und Forschung ausgeklammert bleibt, und daß seine Analyse sich zudem hauptsächlich auf die atl. Publikationen von E. Reuss bezieht. Maßgeblich für diese Untersuchung ist aber in hohem Maß, daß der Verfasser keinen bloß historischen Abriss der Herkunft und des Studienganges von Reuss bietet, in den etwa eine Besprechung der jeweiligen wissenschaftlichen Publikationen eingeschoben wäre, sondern daß der Schwerpunkt des Buches in der Darstellung von Struktur und Geist der reformierten Kirche von Straßburg liegt, der R. angehörte, und daß der stark philosophisch geprägte weltanschauliche Hintergrund

der geistigen Welt und Umwelt des Verfassers sichtbar wird. V. gibt als Ziel seiner Studie an, »nach den geistesgeschichtlichen Voraussetzungen seiner Bibelkritik, nach seinem Geschichts-, Literatur- und Theologieverständnis« zu fragen bzw. danach, »in welchem Verhältnis . . . die Analyse der Schrift als Geschichtsquelle, als literarischer Text und als Wort Gottes« bei Reuss zueinander stehen (20). Die ausgiebige Verwertung umfangreicher ungedruckter Quellen (Vorlesungsnachschriften, Briefe, Autobiographie), breite Information über Erziehung und Studiengang bzw. über weltanschauliche und theologische Positionen seiner Lehrer und die Auseinandersetzung über sein wissenschaftliches Werk auf dem Hintergrund der deutsch dominierten Forschung ermöglichen ein wirkliches Nacherleben der biographischen und geistesgeschichtlichen Situation am Protestantischen Seminar und der Protestantischen Fakultät der kulturell deutsch bestimmten Stadt Straßburg am Beginn des 19. Jh. Trotz seiner späteren Studienjahre in Göttingen, Halle und Paris ist R. vor allem von der deutschen Aufklärungstheologie, vom französischen Eklektizismus und, wenn auch hauptsächlich nur im Persönlichen und Privaten, von einer konfessionellen Erweckungsbewegung bestimmt. Besonders der rationalistische Zug macht sich in den Publikationen zum Pentateuch, den Propheten und zur poetischen Literatur bemerkbar. Von großem Nutzen ist für den deutschsprachigen Leser auch die gute Kenntnis und ausführliche Heranziehung der französischen Literatur des entsprechenden Zeitraums, die die Beschreibung des Zeitgeistes im Grenzbereich von Straßburg erst abrundet. V. hat dem Werk eine chronologische Bibliographie der gedruckten Werke und der ungedruckten Quellen von R. sowie ein ausführliches und notwendiges Autorenregister angefügt. Es wäre zu wünschen, daß der Autor Zeit fände, auch die weitere Schaffensperiode von R. zu behandeln, in der er zahlreiche – und seine wichtigsten – Werke veröffentlicht hat.

Linz

A. Fuchs

H.-J. Kraus, Julius Schniewind. Charisma der Theologie, Gießen ²1990 (Brunnen Verlag), 285 Seiten, kart. DM 39,—

Der zuletzt in Halle an der Saale lehrende Neutestamentler Julius Schniewind (1883–1948) war geprägt von der Reformation, dem Pietismus und vor allem von seinem Lehrer Martin Kähler. In all seinen Arbeiten kommt der gesamtbiblische, das Alte und Neue Testament umfassende Ansatz zum Tragen. Da er sich sehr viel Zeit für seine Studenten nahm, denen er väterlich zur Seite stand, und in den letzten

Lebensjahren zugleich das Amt des Probstes in der Kirchenprovinz Sachsen innehatte, ist es verständlich, daß sich die Auflistung seiner Publikationen eher bescheiden ausnimmt. Mehreres ist in seinem theologischen Schaffen ein Fragment geblieben bzw. liegt nur als mit zahlreichen biblischen Querverweisen versehene Skizze oder als Vorlesungsmansript vor. Dennoch haben u. a. sowohl sein Matthäus- und Markuskommentar in der Reihe Neues Testament Deutsch als auch seine Habilitationsschrift »Die Parallelerikopen bei Lukas und Johannes« (1914; ²1958) nachhaltigen Einfluß ausgeübt.

Der Alttestamentler H.-J. Kraus will mit diesem Buch an seinen verehrten Lehrer, dem das »Charisma der Theologie« verliehen war, »erinnern und zugleich miten in die gegenwärtige Situation hinein neu zum Bewußtsein bringen, welche unverwelkliche Bedeutung« dessen Lebenswerk hat (7). Nach einem einleitenden biographischen Aufriß, in dem das Profil der »Seele der Fakultät« von Halle (32) gut hervortritt, werden die zentralen theologischen Leitgedanken Schniewinds behandelt: angefangen von »Theologia semper reformanda« über »Wort Gottes und Evangelium«, dem »Zusammenhang von AT und NT« bis hin zu den für Schniewind so zentralen Themen wie »Der lebendige Gott«, »Die Umkehr zu Gott« und »Die Herrschaft Gottes und das Messiasgeheimnis«. Neben diesen Themenbereichen hat Schniewind seine Forschungen vor allem der Theologie des Apostels Paulus gewidmet. Großes Gewicht erhält darin natürlich der »articulus stantis et cadentis ecclesiae«, die Rechtfertigungslehre. Besonders hinzuweisen ist auf einen kurzen Abschnitt über die Entmythologisierung. Darin wird deutlich, daß Schniewind die eigentlichen Intentionen R. Bultmanns überaus positiv aufgenommen hat. Im zusammenfassenden Kapitel zeigt sich nochmals, wie sehr Schniewind versucht hat, stets eine Brücke von der Theologie zum Dienst in der Kirche zu schlagen.

Kraus ist es gelungen, all das nicht »abstrakt« zu beschreiben, sondern immer wieder – in zum Teil (sehr) langen Zitaten – sowohl Schniewind als auch Kähler selbst zu Wort kommen zu lassen. Im Anhang findet sich eine vollständige Bibliographie, in die auch die hektographierten Arbeiten aufgenommen wurden, sowie ein Bibelstellen- und Namenregister.

Vor allem jene, die Schniewind persönlich kannten und 1965 bei der Erstauflage dieses Buch noch nicht erworben haben, werden dem Brunnen-Verlag für die Neuauflage dankbar sein.

B. Lannert, Die Wiederentdeckung der neutestamentlichen Eschatologie durch Johannes Weiß (TANZ, 2), Tübingen 1989 (Francke Verlag), XIII+304 Seiten, kart. DM 68,—

Der Verfasser dieser Heidelberger Dissertation (ev. theol. Fakultät) hat sich zum Ziel gesetzt, die Bedeutung und vor allem den geistigen Hintergrund und Anlaß für das Entstehen der seinerzeit epochemachenden Arbeit von J. Weiß, Die Predigt Jesu zum Reiche Gottes, Göttingen 1892 anschaulich zu machen. In der Einleitung erfährt der Leser von einer gewissen ablehnenden, reservierten Haltung Schleiermachers dem Thema »Eschatologie« gegenüber, die im 19. Jh. von großem Einfluß war, und von den die öffentliche Diskussion prägenden Themen Fortschrittsglaube und Zukunftshoffnung. Um den zeitgenössischen Begriff »Reich Gottes« zu erheben, untersucht Lannert im folgenden Predigten zum Thema, theologische Entwürfe und das evangelisch-lutherische Gemeindeblatt »Christliche Welt« und kommt zu dem Ergebnis, daß zwischen dem Reden Jesu vom Reich Gottes und den gleichlautenden Begriffsinhalten des 19. Jh. nicht bloß ein Unterschied, sondern ein diametraler Gegensatz besteht. Während Jesus vom eschatologischen Reich Gottes spricht, ist in theologischen Publikationen wie in politischen und kulturellen Aussagen von einem gegenwärtigen, inwendigen Reich Gottes die Rede, von Mitarbeit am Reich, etc. Dem Verfasser gelingt der Nachweis, daß die Hinwendung von J. Weiß »zur historischen Forschung über das Urchristentum« und damit zur Entdeckung des eschatologischen Charakters der Predigt Jesu »sich grundlegend der Wendung Albrecht Ritschls gegen die Tendenzkritik der Tübinger Schule (verdankt)« (123). L. weist darauf hin, daß Weiß den Begriff gegen verbreitete »falsche Vereinnahmungen und unhistorische Legitimationsbedürfnisse« (255) von seiten kirchlicher und politischer Richtungen schützen wollte und dadurch zur historischen Überprüfung der Fakten kam. Nach Meinung des Autors könnte es »eine der wichtigsten Aufgaben der vorliegenden Arbeit sein« (264), den maßgebenden Einfluß von Ritschl persönlich (als Schwiegervater von Weiß) und aufgrund seiner theologischen Lehre für Motivation und Ausrichtung der exegetischen Arbeit von J. Weiß offenzulegen, da dieser erst bzw. entscheidend durch Ritschl auf die Probleme der Zeit aufmerksam wurde. In dieser Hinsicht hat man ein Stück Geistes- und Theologiegeschichte des 19./20. Jh. vor sich, die durch ein eigenes Kapitel zur Biographie von J. Weiß ergänzt wird.

Abgesehen von den über den ganzen Band verstreuten zahlreichen Druckfehlern und den ziemlich klein geratenen Fußnoten bietet das Buch ein interessantes Beispiel von Exegesegeschichte, das der neuen Reihe TANZ (= Texte und Arbeiten

zum ntl. Zeitalter), hg. von K. Berger, F. Vouga, M. Wolter und D. Zeller, einen guten Einstand beschert.

Linz

A. Fuchs

M. Evang, Rudolf Bultmann in seiner Frühzeit (BHT, 74), Tübingen 1988 (Verlag J. C. B. Mohr), VIII+364 Seiten, geb. DM 148,—

Mit viel Sachkenntnis und großer Intensität ist der Verfasser darangegangen, in seiner Bonner Dissertation (1986/87; Prof. E. Gräser) die Entwicklung R. Bultmanns (1884–1976) in seiner Frühzeit aufzudecken und die Einflüsse offenzulegen, die für Person und Werk des später so einflußreichen und umstrittenen Theologen und Exegeten bestimmend waren. Der Verfasser ist in gewisser Weise dazu prädestiniert, da er schon als Assistent an der Herausgabe der frühen Predigten Bultmanns beteiligt war und im Anschluß daran nicht bloß den Bultmann-Nachlaß der UB Tübingen, sondern auch einen beträchtlichen unveröffentlichten Briefwechsel Bultmanns benutzen konnte. Inhaltlich erfolgt die Auseinandersetzung mit Bultmann in bezug auf vier Sachbereiche: (1) der akademische und theologische Werdegang bis in die beginnenden 1920er Jahre, (2) die kirchliche Orientierung Bultmanns, (3) Art und Herkunft des Exegese-Verständnisses und (4) das Thema der wahren Religion. Wichtige Abschnitte wie das Verhältnis Bultmanns zu K. Barth und M. Heidegger, eine größere Auseinandersetzung mit der »Geschichte der synoptischen Tradition« und natürlich die ganze Problematik der Entmythologisierung und der existentialen Interpretation bleiben einer späteren und umfassenderen Bultmannbiographie überlassen. Unbeschadet dessen bietet das Buch aber einen ausführlichen akademischen Lebenslauf, der durch zahlreiche Zitate aus der umfangreichen Korrespondenz von und über Bultmann einen höchst aufschlußreichen Einblick in den menschlichen und politischen Hintergrund vermittelt. Obwohl das nur Facetten sind, die nicht das Wesentliche betreffen, ist es interessant, Bultmann als Sozialdemokraten und begeisterten Lenin-Leser kennenzulernen, als einen Theologen, der sich heftig an der pietistischen und orthodoxen Ausrichtung seiner Kirche reibt, oder zu erfahren, daß der Student Bultmann von einer »hübsche(n) Landpfarre« im Oldenburgischen träumt, wo er »Landwirtschaft und Wissenschaft und Seelsorge in wunderbarer Harmonie« (114) betreiben könne, bzw. daß er als »vertretender Oberlehrer« 1906–07 an einem Gymnasium u. a. auch Deutsch und Geographie unterrichtet hat. Gegenüber solchen illustrativen Details kommt die

Analyse des theoretischen Hintergrunds keineswegs zu kurz. Die Bedeutung einzelner Lehrer wie verschiedener geistiger, theologischer und politischer Strömungen für Bultmann wird deutlich faßbar.

Als Resultat ergibt sich, daß diese Dissertation nicht nur exegetische- und kirchengeschichtlich wertvolle Erkenntnisse bietet, sondern alle interessieren wird, die sich mit der Geistesgeschichte des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts beschäftigen. In Anbetracht dieser Leistung sieht man einer Fortsetzung mit Spannung entgegen, die das weite Werk Bultmanns theologisch und zeitgeschichtlich – und mit Sachkenntnis und Kritik – dem übrigen Strom der Theologie und Geschichte zuzuordnen imstande ist.

Linz

A. Fuchs

W. Otto (Hg), Freiheit in der Gebundenheit. Zur Erinnerung an den Theologen Ernst Lohmeyer, Göttingen 1990 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 191 Seiten, kart. DM 28,–

Lohmeyer, der den meisten Exegeten durch seine zahlreichen Publikationen und weniger durch seine persönliche Biographie bekannt sein dürfte, wurde als Opfer des Stalinismus im Alter von erst 56 Jahren wahrscheinlich am 19. September 1946 durch Genickschuß liquidiert. Von verschiedenen Seiten wurde sein 100. Geburtstag zum Anlaß genommen, um sein wissenschaftliches Werk und sein persönliches Schicksal in Erinnerung zu rufen. Die Tochter Grudrun Otto und zwei Beiträge von H. Beintker und dem Herausgeber W. Otto zeichnen vor allem das persönliche Lebensbild und tragische Schicksal Lohmeyers. 1890 geboren und in einem evangelischen Pfarrhaus aufgewachsen, studiert er Theologie, Philosophie und orientalische Sprachen in Tübingen, Leipzig, Berlin und Erlangen. Mit 30 Jahren Professor in Breslau, wird er 1935 strafversetzt nach Greifswald, nachdem er als Prorektor einen jüdischen Kollegen, Cohn, gegen Nazidemonstrationen von Studenten mit polizeilicher Hilfe verteidigt hatte. Deutlich kommt in einem Brief an M. Buber seine Enttäuschung darüber zum Ausdruck, »daß . . . die evangelische Kirche so schweigen kann« gegenüber den Untaten der Nationalsozialisten an den Juden (108). Neun Jahre Militärdienst in zwei Kriegen sind für diesen musischen Menschen mit »seltener Begabungsvielfalt, . . . sprachlich, mathematisch, künstlerisch« (44) eine schwere Fron und lassen das wissenschaftliche Werk umso deutlicher hervortreten. D. Lührmann würdigt das exegetische Werk (53–87) und G. Haufe den

philosophischen Einschlag in der Sprache Lohmeyers (88–97). Vorangesetzt sind ein Brief Lohmeyers an M. Buber sowie seine schon in *Kerygma und Mythos I*, 139–149 erschienene Kritik an Bultmann. Ein historischer Abriß über sein Leben und eine Bibliographie am Beginn und Ende des schmalen Buches runden diese Gedenkschrift ab, die man allen empfehlen kann, denen bewußt ist, daß nicht nur exegetische Texte, sondern auch Exegeten einen Sitz im Leben haben.

PS: Druckfehler: 73: kynisch-stoische; 114: Richte (undeutsch); 130: bekennt; 153: Sievers; 161: Blätter(n); 110: »Erbebewußtheit« ist unverständlich.

Linz

A. Fuchs

W. R. Farmer, *Jesus and the Gospel. Tradition, Scripture, and Canon*, Philadelphia 1982 (Fortress Press), XIV+300 Seiten, geb. \$ 21,95

Wie der Untertitel bereits ankündigt, entwickelt Farmer das Thema dieses Buches in drei Schritten: Kap. 1 behandelt den Ursprung und die Entwicklung der mündlichen Evangelientradition, Kap. 2 die Entstehung der schriftlichen Evangelien und Kap. 3 das Zustandekommen des ntl. Kanons. In der Einleitung (1–10) kommt neben anderem gleich die Überzeugung des Verfassers von der Unangemessenheit der Mk-Hypothese zur Sprache. Das mangelnde Zutreffen der Mk-Priorität wird nach Farmers Meinung durch 5 Beobachtungen erwiesen: Einmal erkläre die Zweiquellentheorie nicht die Stoffauswahl, die Mk aus Mt und Lk getroffen hat, und zweitens auch nicht die Tatsache, daß Mk in seiner Chronologie von Mt und Lk abhängig sei. Die dritte Beobachtung ist doppelt und betrifft die angebliche Unabhängigkeit des Mt und Lk voneinander. Diese Behauptung werde erschüttert durch die zahlreichen Übereinstimmungen des Mt und Lk gegenüber Mk in Texten, wo sie Mk unabhängig voneinander übernehmen sollen, und durch die Verwandtschaft in der Gesamtanlage dieser Evangelien. Viertens widerspricht die äußere Bezeugung der Mk-Priorität, und schließlich bleibt unerklärt, wie das jüdischere und palästinischere MtEv zeitlich später als das weniger jüdische MkEv sein soll. Die letztere Beobachtung wird als eine »historische Schwierigkeit von sehr großer Konsequenz« beurteilt.

Man kann jetzt bereits feststellen, daß die ersten beiden »Beobachtungen« wenig Gewicht haben, da sie auch umgekehrt gelesen werden können und Argumente für das Wachsen der Tradition, wie sie von der redaktionsgeschichtlichen Forschung

auch in reichem Maß erbracht wurden, immer noch plausibler sind als die Begründungen dafür, warum Mk soviel Material aus den umfangreicheren Evangelien des Mt und Lk weggelassen haben sollte. Zum dritten Argument ist zu sagen, daß Farmer die gravierenden Unterschiede zwischen Mt und Lk, die für eine Unabhängigkeit voneinander sprechen, außer acht läßt, und sich die Verwandtschaft unter der Voraussetzung von Mk und Q als Quellen ohne Schwierigkeit verstehen läßt. Daß die agreements gegen Mk die Achillesferse der Zweiquellentheorie sind, ist zuzugeben; aber sie eignen sich keineswegs als Indiz gegen die Mk-Priorität, da sie ausnahmslos gegenüber Mk sekundär sind und nur auf der Basis der Mk-Priorität recht verstanden werden können. Die äußere Bezeugung ist schon wegen ihrer Unklarheit und Widersprüchlichkeit von geringem Belang, und schließlich läßt der letzte Einwand alle redaktionsgeschichtlichen Studien der letzten 30 Jahre völlig außer Betracht. Es verwundert deshalb nicht, daß das Griesbachmodell, das Farmer auch diesem Buch zugrundelegt, aus den angeführten »Begründungen« keine Tragfähigkeit erhält und nicht als glaubwürdig akzeptiert werden kann. Es nützt deshalb auch nichts, daß der Verfasser die »Beobachtungen« später teilweise etwas ausführlicher wiederholt (110–134).

Zusätzlich müssen E. P. Sanders, F. P. Badham und P. Parker herhalten, um den Entwurf zu untermauern. Von Sanders wird jene Liste von Perikopen übernommen, die bei Mk jünger sein sollen als die entsprechenden bei Mt und/oder Lk; Badham tritt für den unjüdischen Charakter und für Glossen im MkEv ein, und auch Parker soll den sekundären Charakter des Mk bestätigen. Abgesehen davon, daß Badhams Buch schon 1897 erschienen ist, muß sogar Farmer zugeben, daß die Argumentationen für sich genommen sowohl bei Badham wie bei Parker in keinem einzigen Fall (vgl. S. 122 und 132) durchschlagende Beweiskraft haben. Nur zusammengenommen wären die Beobachtungen von Gewicht. Hier kann nur nochmals wiederholt werden, daß der ganze redaktionsgeschichtliche Sektor der ntl. Wissenschaft ausgeblendet bleibt und alle jene Studien außer Betracht bleiben, die eine Rejudaisierung des MtEv und die, um nur einen Aspekt anzuführen, christologische Konzentration der Großevangelien Mt und Lk gegenüber dem Mk-Text aufzeigen könnten. So kann F. auch unbeschwert erklären, »that there are no . . . compilations made by defenders of Marcan priority to show the secondary character of Matthew and/or Luke to Mark« (132). Ärgerlich und auf logischer, rationaler Ebene unverständlich bleibt für F. nur, warum die Zweiquellentheorie trotz ihrer Unhaltbarkeit noch immer von der Mehrheit der Exegeten vertreten wird. Allein die menschliche Leichtgläubigkeit und Schwerfälligkeit kommen dafür auf und die unendliche Modifizierbarkeit der Theorie: »It is the human capacity for credulity

that helps explain why, in spite of the fact that no hypothesis has been more thoroughly falsified over a period of many years in learned books, in articles in scholarly journals, and in scientific monographs published by university presses, the two-document hypothesis continues as the generally accepted solution to the synoptic problem. In any case, this hypothesis appears to be incapable of being falsified because of its infinite capacity for modification« (10). Diese Beurteilung zeigt darastisch, wie entscheidend es darauf ankommt, ob jemand eine Lösung für ein Problem sucht oder die Bestätigung für eine vorhandene Auffassung. Es kann aber kein Zweifel sein, daß die übrigen Abschnitte des Buchs viel nützliche Information enthalten.

Linz

A. Fuchs

B. Corley (Hg), *Colloquy on New Testament Studies. A Time for Reappraisal and Fresh Approaches*, Macon 1983 (Mercer University Press), 368 Seiten, geb. \$ 21,50

In den letzten Jahren sind theologische Institutionen aus dem Südwesten der USA wiederholt Tagungsort für ntl. Kongresse gewesen — San Antonio 1977, Fort Worth 1983, Dallas 1989 —, was auf großes Interesse und eine bemerkenswerte Aktivität schließen läßt. Kein Geheimnis ist es auch, daß diese Veranstaltungen in engerem oder weiterem Kontext mit der Wiederbelebung der Griesbachhypothese durch W. Farmer (Dallas) stehen, wenn die Tagung im Southwest Baptist Theological Seminary, auf die der vorliegende Band zurückgeht, die Synoptische Frage auch nur als eines seiner Themen hat. Daneben kommt die paulinische Chronologie zur Sprache und in einem weiteren Abschnitt die besonders in den USA schon lange und intensiv diskutierte Frage nach der Gattung der Evangelien. G. Lüdemann und R. Jewett stellen ihre jeweiligen Positionen vor, die zwar gemeinsam haben, daß sie auf eine frühere Anregung von J. Knox zurückgehen und sich an dem Schema von drei Reisen des Paulus nach Jerusalem gemäß den echten Briefen des Paulus und nicht nach den fünf in der Apg erwähnten richten, sonst aber doch stark voneinander abweichen. J. C. Meagher vergleicht die Evangelien mit der biographischen Literatur der Antike, was durch die auch in die biblischen Studien eingedrungenen, stark literaturwissenschaftlichen Strömungen in den USA angeregt ist und im Gegensatz steht zu der lange gültigen Auffassung K. L. Schmidts von den Evangelien als Werken *sui generis*.

Den Hauptteil machen Beiträge zum Synoptischen Problem aus. H. Köster legt seine Sicht der Entwicklung der Evangelien dar, vertritt zwar eine gewisse Mk-Priorität und die Existenz von Q, doch ist sein System ziemlich komplex. Ein heute verlorener und um 70 geschriebener Protomarkus existierte in zwei Formen mit bzw. ohne Mk 6,45–8,26, die eine Fassung von Mt, die andere von Lk benützt und auf verschiedene Weise umgestaltet und weiterentwickelt. In einem weiteren Strang entwickelte sich das Geheime MkEv von Alexandrien aus dem Protomarkus und aus diesem erst der kanonische Mk (2. Jh.). Die bekannten agreements dienen dem Verfasser dazu, in ihnen den ursprünglichen Mk-Text zu finden (vgl. z. B. 40.45.50.54). Wo der kanonische Mk-Text länger ist als der des Mt und Lk, handelt es sich eben um sekundäre Erweiterung des Protomarkus, wie etwa bei Mk 9,14–29 oder 12,28–34. Hier fehlt es wie so oft an einem genauen Vergleich der Texte, der erbringen würde, daß die agreements jünger sind als Mk, und an der Kenntnis und Benützung der gesamten Literatur zu diesem Problem. Auch alle redaktionsgeschichtlichen Überlegungen, daß ein späterer Evangelist aus theologischen Interessen das malerische und oft für ihn nicht notwendige Detail gestrichen haben könnte, vermißt man fast völlig. D. Peabody versucht von der Griesbachhypothese aus dazu Stellung zu nehmen. Weil auch er mit redaktionsgeschichtlichen Arbeiten kaum näher bekannt ist, ist ihm die Mk-Priorität immer noch nicht sicher erwiesen (64); wie A. Farrer und E. Hobbs bestreitet er die Existenz von Q, weil Lk eben doch Mt benutzte – wieder einmal sind die agreements der stärkste Beweis dafür (64 und 89). H. H. Stoldt gilt ihm als einer der systematischsten und gewaltigsten Kritiker der Mk-Priorität (101); von den Schwächen seines gefeierten Buches (64) ist ihm scheinbar nichts bekannt (vgl. SNTU 6/7 [1981–82] 246–249; 9 [1984] 229–231). F. Neirynek wird die Ehre zuteil, er habe als erster die Aufmerksamkeit auf die agreements gelenkt (64), ohne ein Wort darüber, daß er sie zu Unrecht verschwinden lassen möchte, wie 50 Jahre vor ihm schon B. H. Streeter oder J. Schmid 1930. Die »numerous phrases and terms«, in denen sich Mk von Mt und Lk unterscheidet, seien von der Zweiquellenlehre nicht erklärt worden (99f), was nur erneut zeigt, daß den Griesbach-Anhängern Redaktionsgeschichte eine total fremde Welt geblieben ist. Es läßt sich eben viel behaupten, wenn man nicht weiß, was andere längst und sehr gründlich getan haben. D. L. Dungan sieht ebenfalls das MkEv als Vermischung des judenchristlichen MtEv und des heidenchristlichen LkEv. Weil es von der Tradition oft Petrus zugeschrieben wird, vergleicht er es mit dem für echt gehaltenen 1 Petr und gewinnt daraus eine Stütze für sein Modell. Ohne Schwierigkeit hat Petrus bereits das MtEv und das LkEv benützt (163). R. H. Gundry wendet in der Diskussion zwar ein, daß die heidenchristlichen Züge des Mt seiner judenchristlichen Vereinnahmung durch Dungan widersprechen, wie auch

der angeblich harmonisierende Charakter des Mk nicht nachzuweisen ist. Aber das kann das feststehende Vorurteil nur unwesentlich berühren. Von ganz anderer Qualität ist dagegen der Beitrag von J. H. Elliott zur römischen Herkunft von 1 Petr und dem MkEv. Er kritisiert die mangelhafte Methode Dungsans und bestreitet sein Ergebnis radikal. Vom schon erwähnten vermittelnden Charakter zwischen judenchristlichen und heidenchristlichen Tendenzen findet sich keine Spur (189). Damit entbehrt die einzige von der Griesbachhypothese vorgebrachte Erklärung des Sitzes im Leben für das MkEv jeder überzeugenden Grundlage. Zuletzt muß noch E. P. Sanders mit seinem Überblick über die ntl. Studien in den USA erwähnt werden. Er streift den Wandel in den paulinischen Studien, der von K. Stendahl und seinen eigenen Arbeiten ausgegangen ist und der die Sicht des Judentums verändert hat. Daneben kommt die sozialhistorische Forschung zur Sprache. Im Bereich der Evangelien sieht er als das Wichtigste an, daß die klassische Zweiquellentheorie von den meisten Forschern für unzuverlässig gehalten werde. Es ist seine Tragik, daß er dabei Parker, Farrer, Farmer, Goulder, Dungan und Boismard als Leitsterne ansieht, wenn er auch zugeben muß, daß die Genannten sich gegenseitig heftig widersprechen (vgl. 15f), und daß er über diesen selbstgewählten Zaun nicht hinaussieht. Auch er bestreitet Q, denn »the principal arguments for it are not true and the defenses of it are circular, arbitrary, and consequently unconvincing« (16). Da die Beantwortung der literarkritischen Frage der Synoptiker unsicher ist, muß auch die Formkritik neu bewertet werden, und die Resultate der Redaktionsgeschichte sind ebenfalls unsicher. Die Synoptische Frage müßte, wie er schon früher moniert hat, von Kopf bis Fuß neu angepackt werden (18).

Abschließend kann man sagen, daß es — mit anderen — ein Verdienst der Griesbachhypothese ist, so hartnäckig auf den großen wunden Punkt der Zweiquellentheorie, nämlich die Übereinstimmungen des Mt und Lk gegen Mk, hingewiesen und gegen diese Theorie als *die* Lösung des Synoptischen Problems protestiert zu haben. Zumindest das früher existierende »Dogma« von der Unfehlbarkeit dieser Hypothese wurde in weiteren Kreisen in Frage gestellt, wenn sich auch der konkrete, von der Griesbachhypothese gewiesene Weg als völlig ungangbar erweist. Die gesamte redaktionsgeschichtliche Forschung der letzten 30 Jahre kann nicht ungestraft ad acta gelegt werden, wie auch die agreements endlich nicht bloß zitiert, sondern als deuteromarkinische Schicht *positiv* anerkannt werden sollten.

S. 77 sind eine oder mehrere Zeilen Text ausgefallen, S. 318 fehlt ein Seitenverweis.

C. M. Tuckett (Hg), *Synoptic Studies. The Ampleforth Conferences of 1982 and 1983* (JSNT SS, 7), Sheffield 1984 (JSOT-Press), XII + 231 Seiten, kart. £ 8,95

Die Aufsätze dieses Bandes zum Synoptischen Problem gehen zurück auf zwei Tagungen in der englischen Abtei von Ampleforth, die als Vorbereitung auf ein internationales Symposium (1984 in Jerusalem) mit ähnlicher Thematik gehalten wurden. Alle drei Veranstaltungen sind Glieder in einer Kette von Tagungen und Kongressen, die seit 1970 (Pittsburg) dazu dienen, um die besonders von W. Farmer propagierte Griesbachhypothese zu verbreiten bzw. ihr wissenschaftlichen Boden zu gewinnen. Zur Erreichung des Zweckes schien es u. a. auch dienlich, die synoptischen Evangelien aus einer weiteren, umfassenderen Perspektive zu betrachten. Aus diesem Grund behandelt P. S. Alexander in zwei ausgezeichneten Beiträgen das Verhältnis von Midrasch und Evangelien bzw. die Frage, ob sich rabbinische Biographien mit der Biographie Jesu in den Evangelien vergleichen lassen. Während der zweite Aufsatz die Unterschiede offenlegt, ergibt sich aus dem ersten sehr klar, daß die von M. Goulder vertretene These, Matthäus sei ein Midrasch des Evangelisten auf der Basis allein des MkEv (vgl. *Midrash and Lektion in Matthew*, London 1974), aus vielen Gründen unhaltbar ist. F. D. Downing sucht nach zeitgenössischen gattungsmäßigen Parallelen zu Lk und Apg, ein Thema, das inzwischen vielfach auch anderwärts aufgegriffen wurde. Seine Erörterungen darüber, wie antike Autoren Quellen verarbeiteten, lassen es als völlig unplausibel erscheinen, daß Lk nach der Griesbachhypothese das MtEv verwendet und Mk als letzter Mt und Lk miteinander vermengt haben soll. D. L. Dungan behandelt das Argument der Perikopenfolge, das für die Griesbachhypothese von großer Bedeutung ist und das von der Zweiquellenlehre zu Unrecht für die Markuspriorität verwendet werde. Nach seiner Ansicht leisten heute vor allem die gängigen Synopsen von Huck und Aland durch ihre irreführende Anlage dieser Auffassung Vorschub. C. M. Tuckett bestreitet dagegen in seinem Artikel zu dem gleichen Thema, daß die Perikopenfolge als beweiskräftiges Argument für die Markuspriorität bzw. für die Griesbachhypothese benützt werden könne und betont auch zu Recht, daß es für die Zweiquellenlehre auch nie das einzige und ausschlaggebende war (201f).

Er weist auch nach, daß die redaktionsgeschichtliche Methode der letzten Jahrzehnte Mt als Bearbeitung des Mk nach literarischen und theologischen Grundsätzen verständlich gemacht habe, ein Aspekt, den die Anhänger der Griesbachthese ganz vermissen lassen und den sie auch – aus Unkenntnis der entsprechenden Arbeiten – für sehr subjektiv halten. W. Farmer versucht u. a. die Abhängigkeit des Lk von Mt 24 aufzuzeigen und daß Mk 13,1–8 eine Vermengung aus Mt und Lk

sei. Mit A. Farrer ist er der Überzeugung, daß Q unnötig ist und damit ein Pfeiler der Zweiquellentheorie gefallen sei (vgl. 80). M. Goulder kritisiert, daß Farmer seine Thesen vortrage, ohne andere Erklärungsmöglichkeiten ernsthaft in Betracht zu ziehen. Mk bleibe nach der Griesbachthese sehr blaß, man finde kein Motiv für sein Vorgehen (103f). Unerklärt blieben seine vielen Auslassungen von Stoff bei Mt und Lk; und außerdem gäbe es hunderte von Stellen bei Mt, die sich als sekundäre Verbesserung, Verdeutlichung, Erweiterung usw. des Mk verstehen lassen. Farmer muß den blassen Charakter von Mk zugestehen (108); wo Lk jünger aussieht als Mt, muß er auch ein Q-ähnliches Dokument zugeben (107); aber der jüdische Charakter des Mt spricht für Ursprünglichkeit und Mt-Priorität; die für gewöhnlich vertretene Rejudaisierung erscheint ihm nur als abnormal (108). So klar Goulder hier die Mängel Farmers sieht, so wenig sieht er die eigenen. Auf 20 Seiten bemüht er sich glaubhaft zu machen, daß Lk auch den Q-Stoff aus Mt übernimmt, da er mit seinem Lehrer A. Farrer die Existenz von Q bestreitet. Das Herausreißen der Logien aus dem guten Kontext bei Mt erscheint ihm ebensowenig seltsam wie die Benützung z. B. von Mt 1–2 in Lk 1–2 (113). Bei solchen Extremen wundert es niemanden, daß die Teilnehmer außer der Tagung nichts gemeinsam hatten und daß der Herausgeber vermerkt, am Ende seien die sachlichen Differenzen nicht geringer gewesen als zu Beginn bzw. daß die vorgetragenen Ansichten durchaus nicht immer von der Mehrheit geteilt wurden (X). H. B. Green möchte das Vorgehen des Lk zeigen, falls dieser tatsächlich das MtEv als Quelle benützte. Er muß aber zugeben, daß bei Stücken wie den Seligpreisungen, dem Vater Unser, der Jüngergaussendung und der Beelzebulgeschichte dieses Modell die wenigsten überzeugt (149).

Außerdem zieht er sich auf die sehr verschwommene Position zurück, Lk sei nicht so sehr aus Mt entwickelt als von ihm inspiriert (148). Wer zu solchen Erklärungen Zuflucht nehmen muß, verrät zu deutlich die Schwäche seiner Hypothese, als daß sie glaubhaft sein könnte. Green handelt dann Mt 12,22–50 nach diesem Schema ab, ohne die geringste Ahnung davon, daß längst Monographien dazu vorhanden sind, mit ganz anderer Methodik und völlig anderen Ergebnissen (vgl. Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern [SNTU B,5], Linz 1980). Aber das gehört ja zu den hervorstechenden Merkmalen der neuen Griesbachhypothese, daß deren Anhänger von konkreten redaktionsgeschichtlichen Arbeiten wenig Ahnung haben und der literarische Horizont zum allergrößten Teil mit englischen Publikationen begrenzt ist. Von G. D. Kilpatrick werden noch einige textkritische Beobachtungen beige-steuert, und A. Meredith möchte die Papiasausagen für die Priorität des Mt auswerten.

Insgesamt zeigen die Referate der zwei Tagungen mehr, wie die Lösung der Synoptischen Frage nach dem Griesbachmodell aussehen soll, als daß sie die Frage einer wirklichen Lösung nähergebracht hätten. Was zu ähnlichen Publikationen schon früher gesagt wurde, gilt auch hier: Nur wenn die Auseinandersetzung mit Arbeiten von außerhalb ernsthaft aufgenommen wird und mehr eine Lösung gesucht als eine Meinung propagiert wird, ist ein echter Fortschritt zu erwarten. Zum erneuten Interesse an der Synoptischen Frage nach einem halben Jahrhundert Stagnation wieder kräftig beigetragen zu haben, wird der Neo-Griesbach-Bewegung aber niemand bestreiten.

PS: Die Tagung in Münster wurde nicht zum 200. Geburtstag Griesbachs gehalten (VIII), sondern 200 Jahre nach Erscheinen seiner Synopse.

Linz

A. Fuchs

W. D. Davies - D. C. Allison, *A Critical and Exegetical Commentary on the Gospel According to Saint Matthew, I (ICC)*, Edinburg 1988 (Verlag T. & T. Clark), XLVII+731 Seiten, geb. £ 27,50

Man kann es gleich zu Beginn sagen: Dieser Kommentar gehört zu den großen Kommentaren zu Mt. Nicht nur wegen seines jetzt schon imponierenden Umfangs – 2 Bände zu den Kapiteln 8–18 und 19–28 mit 2 abschließenden Überblicken zur Theologie des Mt und zur Bedeutung und Wirkung des Ev im frühen Christentum sollen noch folgen –, sondern vor allem wegen seiner unermüdlichen, ausführlichen und sachkompetenten Diskussion der meisten Probleme, ob Einleitung oder Exegese.

Die beiden Autoren beginnen ihr Werk, für das sie in allem gemeinsam verantwortlich zeichnen, mit einem reservierten Blick auf die neueren literaturwissenschaftlichen Methoden, den *new criticism* und die kanonkritische Methode, die dem Text übermäßige Bedeutung zuschreiben und sein geschichtliches Profil weithin mißachten, und entscheiden sich mit guten Gründen für die bewährte historisch-kritische Methode. Zum Verständnis des von einem jüdischen Autor stammenden Evangelismus ziehen sie ausführlich das AT und rabbinische Parallelen heran, in der Überzeugung, daß Mt selbst aus dem AT und aus dem rabbinischen Denken schöpfte und beeinflusst war. Eine genaue Analyse der äußeren Bezeugung des MtEv mit einer besonders intensiven Diskussion des bekannten Papiaszeugnisses, Beobachtungen zu Sprache, Stil und theologischer Lehre und zur Gestalt der

atl. Zitate führen die Verfasser zur Folgerung, daß das Werk nicht einem heidenchristlichen Autor, sondern einem jüdischen »Rabbi und Katecheten« zugehört. Trotz aller Schwierigkeiten könne Mt hinter den Logia des Papias stehen und das Evangelium von daher seinen Namen haben. Unbeantwortet bleibt freilich der Einwand, warum das MtEv diesen Namen erhielt, nachdem auch das LkEv dieselben mit Logia aufnahm.

Ein weiteres beachtliches Kapitel befaßt sich mit der Struktur des Evangeliums. Mt benützt zwar das MkEv und folgt ihm besonders ab 14,1 getreu, doch sind dreiteilige Strukturen neben den stark hervortretenden 5 Reden für den ersten Teil kennzeichnend. Die Bergpredigt z. B. gliedert sich in drei Teile, parallel zu einem Wort Simeon des Gerechten aus Abot 1,2, das in der Zeit nach Jamnia neue Bedeutung gewann und das die Tora, Tempeldienst und gute Werke als die entscheidenden Dinge hervorhebt. Als Entstehungsort kann an Antiochien gedacht werden, ohne daß dafür Sicherheit besteht; als Zeit kommt 80–95 in Frage aufgrund der Abhängigkeit von Mk, zahlreicher und starker Verbindungen zur Zeit nach Jamnia und der damit gegebenen verschärften Konfrontation mit den Führern des Judentums. Als Text benützt der Kommentar Nestle-Aland²⁶ und die Synopse von Huck-Greeven. Die Behandlung der Perikopen erfolgt regelmäßig in fünf Schritten: a) Form und Struktur, b) Quellenfrage, c) Exegese, d) kurze inhaltliche Zusammenfassung, e) Spezialliteratur. Ohne auf Einzelheiten eingehen zu können, ist dieser Band ein Muster an Umsicht, Sachkenntnis und Gründlichkeit.

Leider kann man diese Rezension nicht beschließen, ohne ein gravierendes Defizit zu vermerken, das besonders die Quellenfrage S. 97–127 betrifft und in der Folge natürlich auch auf die Exegese ausstrahlt. Zunächst – und das wäre noch nicht falsch – zeigt sich sehr einschneidend der Sitz im Leben der Verfasser. Sie sind zutiefst von der einen guten Teil der amerikanischen Publikationen zu den synoptischen Evangelien betreffenden Auseinandersetzung zwischen der Zweiquellen-theorie und der neubelebten Griesbachtheorie bestimmt und teilweise ihre Opfer. Die Literatur dazu wird ausführlich zitiert und die Argumente für die These, Mk sei eine Kürzung aus Mt und Lk, immer wieder zurückgewiesen. Man könnte diese lokal bedingte Ausführlichkeit noch verstehen, wenn nicht dadurch das Bild etwas verzerrt und die Gewichte zur Irreführung mancher Leser verschoben würden. Die Griesbachhypothese erhält zuviel Raum, während die Literatur zur redaktionsgeschichtlichen Forschung und vor allem der europäische Anteil demgegenüber zu kurz kommen. Dies zeigt sich vor allem bei der Behandlung und Beurteilung der agreements, dem eigentlichen Minus dieses Kommentars. Man gewinnt den Eindruck, daß dieses Problem nur soweit bekannt ist, als es durch die Brille von Stree-

ter, Farmer u. Stoldt erkennbar wird. Streeter beginnt mit jener unheilvollen Aufsplitterungs- und Beseitigungstendenz, die seither einer wirklichen Lösung im Weg steht, wenn sie auch immer wieder Nachfolger gefunden hat (Schmid, Neiryneck, McLoughlin u.a.). Und Farmer und Stoldt zählen die Übereinstimmungen gegen Mk nur listenartig auf, ohne ihre Eigenart als Reste einer deuteromarkinischen Überarbeitung zu erkennen. Auch Davies und Allison versuchen zu beseitigen, statt sie *positiv* zu verstehen. Man muß nur die Tausende von Abweichungen des Mt und die ebenso zahlreichen des Lk von Mk betrachten, um zu verstehen, daß sie dabei auch zusammentreffen können. Außerdem war die mündliche Überlieferung noch wirksam; die Hss garantieren nicht, daß Mt und Lk genau unseren Mk-Text besaßen, Textverderbnis setzte ein, und so weiter in der bekannten Art. »So hat, wenn man sie eines nach dem anderen betrachtet, fast jedes agreement eine offenkundige Erklärung unter der Voraussetzung, daß Mt und Lk unabhängig Mk benützten« (112). Nur bei einer Handvoll von ihnen muß man mit mehr als dem Zufall rechnen. Vermutlich ist die zufriedenstellendste Erklärung in diesen Fällen die Geschichte der Hss-Überlieferung. »Und auf jeden Fall hat die Handvoll schwieriger minor agreements nicht genug Gewicht, um eine andere Sicht der synoptischen Ursprünge zu begründen« (114). Es ist symptomatisch, daß die Verfasser keinen einzigen der Beiträge zu Deuteromarkus kennen, die man heute bei F. Kogler, Das Doppelgleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig in seiner traditionsgeschichtlichen Entwicklung (FzB, 59), Würzburg 1988 (218–228; Sachregister, Literaturverzeichnis) mühelos auffinden kann und die teilweise schon eineinhalb Jahrzehnte zur Verfügung stehen. Es scheint mit der schon erwähnten Vernachlässigung der europäischen Literatur zur redaktionsgeschichtlichen Forschung und mit der zu einseitigen Berücksichtigung englisch-amerikanischer Autoren zusammenzuhängen, daß sie hier nicht auf dem notwendigen wissenschaftlichen Stand der Forschung stehen. Man braucht sich nicht zu wundern, daß der Kommentar dann besonders zu Mt 3,1–12 und 4,1–11 zu zahlreichen Fehleinschätzungen und Verzerrungen führt. Das besonders in Amerika immer wieder beobachtbare praktische Verhalten, daß nur existiert, was auf englisch existiert, ist hier zur Falle geworden, die davor warnt, sich mit der eigenen Insel zu sehr zufrieden zu geben, wie groß sie auch sein mag. (Die Tatsache, daß die Kommentare von Gnllka, Sand und Luz am gleichen Defizit leiden, zeigt jedoch, daß es auch um bestimmte geistige Einzugsgebiete geht, nicht nur um Barrieren der Sprache).

Die zuletzt vorgebrachte Kritik soll aber nicht die Tatsache verdunkeln, daß der Kommentar – von der erwähnten Einschränkung abgesehen – eine enorme wissenschaftliche Leistung darstellt, die alle Anerkennung verdient. Man möchte ihn

für den gegenwärtig besten Mt-Kommentar halten, unabhängig davon, daß der Rezensent mit W. D. Davies seit vielen Jahren in besten persönlichen Beziehungen steht.

PS: Überraschenderweise erscheinen die Mt-Kommentare von Sand und Gnilka nicht einmal im Literaturverzeichnis, desgleichen die Aland-Synopse und die Konkordanz von Moulton-Geden-Moulton. S. 28 wird Mk 11,1–10 als Bartimäuserperikope und Mt 21,1–9 irrtümlich als Blindenheilungsperikope beschrieben. Daß, wie erwähnt, Deutsch eine Barriere ist, merkt man bei Schmid (Verzeichnis) und daran, daß die SNTU falsch als SUNT (98) bzw. SNTSU (347f) zitiert werden. An Druckfehlern sind aufgefallen: 60 chiastic, 97 muß es text-critical heißen statt textual-critical; 98: nevertheless; Autorennamen sind falsch geschrieben: 58 Rau (statt Rav); 303: Van Tilborg (statt van Til); Preisigke (2x), falscher Titel bei Loisy und Meyer im Literaturverzeichnis. Von vielen Titeln gäbe es einen Neudruck oder eine neue Auflage, u. a.: Blaß-Debrunner, Beginnings, Berner, Grimm (mit neuem Titel: Die Verkündigung Jesu und Deuterotesaja), Gräßer, Hawkins, Loisy, LSJ, Montefiore, PGM, Riesner, Robertson, Zahn.

Linz

A. Fuchs

E. Drewermann, Das Markusevangelium, I: Mk 1,1 bis 9,13, Olten - Freiburg ⁵1989; II: Mk 9,14 bis 16,20, Olten - Freiburg ²1989 (Walter Verlag), 656 + 796 Seiten, geb. sfr 59,-; 69,-

Die fünfte Auflage des ersten und die zweite Auflage des zweiten Teils dieses Kommentars kurz nach dem ersten Erscheinen bezeugen, was auch sonst für die Bücher E. Drewermanns gilt, daß sie von breiten Kreisen gekauft und diskutiert werden. Und es ist nicht zu bestreiten, daß die große Belesenheit des Verfassers sowie die ständige Verflechtung theologischer und exegetischer Daten mit psychologischen und tiefenpsychologischen Überlegungen in manchem Leser den Eindruck erwecken mögen, einen neuen Zugang zu einem alten biblischen Text vor sich zu haben. Nur ein näheres Eingehen auf die psychologischen und tiefenpsychologischen Methoden und Thesen bzw. eine genaue Überprüfung der exegetischen Arbeitsweise kann an den Tag bringen, wie verläßlich die neue Symbiose und damit der ganze von Drewermann versuchte Weg ist. Es ist selbstverständlich, daß hier nur die theologisch-exegetische Seite einer genaueren Betrachtung unterzogen werden kann.

Man braucht nicht weit zu lesen, um an den verschiedensten Stellen zu dem Eindruck zu gelangen, daß man einer psychologisierenden, existentiellen und historisierenden »Exegese« gegenübersteht. Wer z. B. die Erläuterungen Drewermanns

zur Perikope von der Heilung eines Aussätzigen Mk 1,40–45 liest, sieht sich immer wieder auf die Ebene des historischen Jesus versetzt und mit Fragen nach dem persönlichen Erlebnis des Aussätzigen wie den historisch-theologischen Motiven Jesu konfrontiert, obwohl eine formkritische und sachanalytische Interpretation der Perikope (vgl. z. B. V. 40 auf dem Hintergrund von Weish 12,18) ergibt, daß der Text des Mk eine christologische Katechese der Kirche *über* Jesus darstellt und keinen direkten Blick auf Jesus erlaubt. Man kann sicherlich Fragen nach dem historischen Erleben der Wunder durch Jesus stellen – eine Aufgabe, die von der Exegese wenig in Angriff genommen wurde –, nur darf eine solche Blickrichtung nicht die Eigenart des vorliegenden Textes übersehen, der eine *andere* Aussageintention hat. So nützlich dort und da die Überlegungen Drewermanns als Meditation sein mögen, sie sind nach dem Muster rabbinischer »Exegese« mehr an den Text herangetragen und in beliebiger Weise assoziativ mit ihm verknüpft als *aus* ihm hergeleitet. Es ist in Anbetracht dieser methodischen Weichenstellung dann nur mehr von sekundärem Belang, daß D. zwar weiß (220), daß die Lesart »er ergrimmte« ursprünglich ist, die Argumentation aber auf dem »Mitleid« aufbaut (I, 211), oder daß er mit der Bemerkung von der Heilbarkeit des Aussatzes zwar Lev 13 recht versteht, aber nicht die Voraussetzung von Mk 1,40–45 trifft. Der Verfasser erklärt zwar als seine ausdrückliche Absicht, daß er »mit Hilfe tiefenpsychologischer Auslegungsverfahren auf mancherlei Schwierigkeiten zu antworten versuche, die sich gerade aus der historisch-kritischen Analyse der Bibeltexte« nach seiner Meinung ergeben (II, 537, Anm. 23) und gesteht, er »kritisiere die historisch-kritische Exegese wegen ihres absolut religiösen Ungenügens, wo immer (er) kann« (aaO.), doch entschuldigt das nicht seine Blindheit gegenüber dem Text. Obwohl man, wie erwähnt, Fragen nach dem historischen Jesus, nach seiner religiösen Persönlichkeit und der Bedeutung der Wunder für ihn selbst berechtigt stellen kann, kann dies nicht *gegen* die Intention des Textes geschehen, der ein anderes Ziel verfolgt, sondern höchstens durch seine Maschen hindurch, soweit ein solcher Blick möglich ist. Die Gewaltmethode Drewermanns wird, wie man schnell sieht, dem an sich berechtigten Anliegen nicht gerecht.

Man kann dieses Vorgehen Drewermanns, der sich um die Absicht der ntl. Autoren nicht kümmert – denn dabei »erfährt man stets nur, was bestimmte Gruppen vor 2000 Jahren über Jesus mit bestimmten Bildern haben aussagen wollen« (I, 140f, Anm. 6) –, auch bei der Interpretation von Mk 1,9–11 wiederfinden. Auch hier geht er an der christologischen Aussage der Kirche *über* Jesus in den VV. 10–11 fast völlig vorbei und konzentriert sich auf die psychologische Einstellung Jesu bei der Taufe durch Johannes. Jesus »kommt zum Täufer, um . . . zu beweisen, daß zur

Angst vor Gott keine Berechtigung besteht . . . und daß nur dadurch alles gut wird, daß man sich ihm *überläßt*« (I, 139). Das ist »die vielleicht wichtigste theologische Korrektur des ganzen Neuen Testaments« (I, 140). Durch dieses Vertrauen wird Jesus zum Sohn Gottes und öffnet sich der sonst verschlossene Himmel. Was Mk mit dem Text wollte, interessiert D. nicht. Wichtig sind nur die gewaltsam ausgegrabenen Gefühle und Erlebnisse Jesu, die psychologisch-existentiell ausgebeutet werden, auch wenn sie im Text gar nicht enthalten sind.

Zuletzt und nur kurz soll noch ein Blick auf die Versuchung Jesu Mk 1,12–13 geworfen werden. Psychologisch, wie zu erwarten war, wird Jesus geschildert als einer, »der sich selbst noch nicht gefunden hat« (I, 143), die Tiere sind nicht Gestalten atl. prophetischer Bilder, sondern »Symbole der menschlichen Seele« (I, 149), und dementsprechend geht es nicht etwa um eine Adamtypologie bezogen auf Jesus, sondern um das Tierische in der Natur des Menschen (vgl. I, 151).

Ohne auf weiteres eingehen zu können, kann man den typischen Zugang des Autors zum Mk-Text klar zusammenfassen: D. nimmt mit seiner psychologisierenden »Exegese« zwar den Menschen ernst, nicht aber die Hl. Schrift als Text und Botschaft der Kirche. Er liest aus eigener Autorität in den Text hinein oder vorgeblich »aus ihm heraus«, was ihn existentiell bewegt. D. ist kein Hörer des Wortes, sondern Propagator sui ipsius, und die zwei Bände sind vieles, nur kein Kommentar.

Linz

A. Fuchs

J. Kiilunen, Die Vollmacht im Widerstreit. Untersuchungen zum Werdegang von Mk 2,1–3,6, Helsinki 1985 (Suomalainen Tiedeakatemia), V+298 Seiten, kart.

Diese Dissertation der Univ. Helsinki (Prof. H. Räisänen) nimmt erneut ein Thema in Angriff, das seit dem Beginn der formgeschichtlichen Forschung immer wieder Gegenstand von Untersuchungen gewesen ist. Mit verschiedenen Variationen haben M. Albertz (1921), H. W. Kuhn (1971), W. Thissen (1976), A. J. Hultgren (1979), J. Dewey (1980) und J. D. G. Dunn (1984) die Ansicht vertreten, daß es sich bei den sogenannten »galiläischen Streitgesprächen« Mk 2,1–3,6 um eine vormk Sammlung handle. Der Sitz im Leben der einzelnen Perikopen oder auch der ganzen Sammlung und deren Umfang wurden zwar sehr verschieden bestimmt, aber grundsätzlich schien die Frage entschieden. Die Abweichungen bzw. Widersprüche in der Interpretation des Abschnitts von seiten der genannten

Autoren und die in letzter Zeit verstärkte Frage nach dem redaktionellen Anteil des Mk an seinem Evangelium und nach seiner theologischen Leistung veranlassen Küllonen jedoch, das Problem nochmals und mit erweiterter Fragestellung anzugehen. Ihm gelingt es, zwei Indizien, die bei einer isolierteren Betrachtung der Perikopen oder der Annahme einer vormk Sammlung der Streitgespräche zu Schwierigkeiten geführt hatten, redaktionsgeschichtlich zu entschärfen. Der Todesbeschluss von Mk 3,6, der oft als verfrüht beurteilt wurde, erscheint zusammen mit 11,18; 12,12 und 14,1 als Teil einer Aussage, der es darum zu tun ist, den wachsenden, zur endgültigen Katastrophe führenden Konflikt anschaulich zu machen. Ähnlich lassen sich auch die Menschensohnaussagen von 2,10.28 verstehen als Ausdruck einer Vollmacht, die schließlich zum Tod Jesu führt. In der Einzelanalyse findet K. eine starke sprachliche und theologische Bearbeitung durch Mk. Als Sitz im Leben der Redaktion stellt sich eine judenchristliche Gemeinde heraus, die sich ihrer Eigenart und ihrer Identität bewußt geworden ist und die ihre christliche Praxis (Sündenvergebung, Gerechte und Sünder, Fasten, Sabbat) gegen Angriffe von seiten des pharisäischen Judentums verteidigt (vgl. 254–256), ohne mit dem Judentum bereits endgültig gebrochen zu haben. Eigentlicher Adressat ist aber nicht die jüdische Synagoge, sondern die christliche Gemeinde selbst, die das von Mk vermittelte neue, christliche Verständnis braucht. Für Mk 2,1–12 mag noch vermerkt werden, daß K. die Sündenvergebungsthematik von Anfang an mit dem Stoff verbunden sieht, im Gegensatz zur verbreiteten gegenteiligen Auffassung. Die Analysen, durch die K. zu seinen Ergebnissen kommt, sind im allgemeinen sehr klar und umfassend, die Auseinandersetzung mit der Literatur gründlich und das methodische Vorgehen sehr reflektiert. Gegenüber der bisherigen Behandlung des Abschnitts in Monographien und Kommentaren scheint das Buch von K. eindeutig ein Fortschritt zu sein.

In einem Punkt ist bezüglich dieses Urteils jedoch eine Einschränkung zu machen. Bei der Erörterung von Mk 2,23–28 beobachtet der Verfasser zu Recht eine ganze Reihe von agreements des Mt und Lk gegenüber Mk und ist ihnen – wie man aufgrund anderer skandinavischer Arbeiten befürchten mußte – methodisch und sachlich nicht gewachsen. Er erkennt sehr zutreffend, daß es sich zum Teil um »schwerwiegende Übereinstimmung(en) gegen das Mk-Ev« (202) handelt und fragt mit vollem Recht, wie es zu erklären sei, »dass Matthäus und Lukas unabhängig voneinander und bloss mit dem Mk-Text als ihre Vorlage darauf gekommen waren, etwa die Wortstellung von 28 zu ändern« (aaO.). Mit Bezug auf die Streichung der Angabe »unter dem Hohenpriester Abjathar« stellt K. wiederum sehr begründet die Frage, »wie . . . die *beiden* Seitenreferenten zu dem gleichen Gedanken gekommen sein (sollen)« (200). Und wenn die Auslassung von Mk 2,27 bei Mt

noch verständlich sei, so doch nicht bei Lk. Konsequenter als mancher andere kommt K. deshalb zu der Folgerung: »Man hat nach alledem zuzugeben, dass nicht alle Übereinstimmungen so einfach mit voneinander unabhängigen redaktionellen Eingriffen zu erklären sind« (202). Der Autor gibt auch zu, »dass ›minor agreements‹ das ganze Markusevangelium durchziehen« und daß dies »natürlich keine Empfehlung für die Zweiquellenhypothese« sei (203), kapituliert dann aber völlig vor dem Problem. Ohne eine wirkliche Erklärung für das Phänomen zu haben, stellt er bloß fest, man komme »bei der Hypothese, dass Matthäus und Lukas nur das Markusevangelium als ihre Vorlage benutzt haben, wenn auch nicht ohne, so doch mit weniger Schwierigkeiten aus als bei der Vermutung einer Doppelüberlieferung« (203). Der Verweis auf eine Parallelüberlieferung in Q (!) durch H. Hübner (vgl. 199) kommt für ihn – doch wohl wegen seiner Seltsamkeit – nicht in Frage.

Ohne zu wiederholen, was schon in zahlreichen anderen Rezensionen gesagt werden mußte, ist auch hier festzuhalten, daß der Verfasser die Relativität der agreements zum Mk-Text und ihren gegenüber Mk sekundären Charakter in keiner Weise erfaßt und daß ihm auch die gesamte zu Dmk existierende Literatur (mit Ausnahme des Aufsatzes von H. Aichinger) unbekannt ist (vgl. die Zusammenstellung bei F. Kogler, *Das Doppelgleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig in seiner traditionsgeschichtlichen Entwicklung* [FzB, 59], 218–228). K. hat sein Schiff zwar vor der Skylla einer Parallelüberlieferung in Q gerettet, aber nicht begriffen, daß er mit dem Festhalten an einer direkten Mk-Benützung durch Mt und Lk direkt auf den ebenso tödlichen Felsen der Charybdis zusteuert. Offenkundig hat der Autor – zusammen mit den im Vorwort genannten Mentoren – nicht erkannt, daß es in seiner Perikope und auch sonst tatsächlich um eine neue Sicht des *ganzen synoptischen Problems* geht und alle notdürftigen Reparaturen des Details wesentlich zu kurz greifen.

Soweit seine Untersuchungen nicht von der agreement-Frage berührt sind, ist die vorliegende Studie aber wegen ihrer methodisch klaren und sachlichen Argumentation sehr zu beachten und eine Korrektur der meisten bisherigen Positionen.

Th. Kaut, *Befreier und befreites Volk. Traditions- und redaktionsgeschichtliche Untersuchung zu Magnifikat und Benediktus im Kontext der vorlukanischen Kindheitsgeschichte* (BBB, 77), Frankfurt 1990 (Verlag A. Hain), 350 Seiten, geb. DM 88,—

Mit seiner 1988 an der Universität Bonn (H. Merklein) vorgelegten und von G. Lohfink angeregten Dissertation versucht der Autor einen methodisch neuen Zugang zu dem schwierigen Stoff von Lk 1–2, dessen Erforschung sehr stark vom jeweiligen subjektiven Vorurteil der bisherigen Interpreten abhängig gewesen sei. Nach der festen Überzeugung des Verfassers haben sich vor allem Stiluntersuchungen als Mittel zu literarkritischen bzw. redaktionsgeschichtlichen Urteilen als unzuverlässig und nicht zielführend erwiesen, wie die widersprüchlichen Ergebnisse bezeugen, da die Methode *an sich* für diesen parallelen Stoff überfordert sei und ein neuer Zugang gewählt werden müsse. Für K. besteht er hauptsächlich in der synchronen Analyse des Textes, der mit seiner Struktur den Sinn der gesamten Komposition wie des Details festlege.

K. geht von der Beobachtung aus, daß die Komposition Lk 1–2 abwechselnd aus narrativen Texten, poetischen Stücken und dialogischen Partien bestehe, und macht deutlich, daß sich die Aussagezentren nicht in den Erzählstoffen, sondern in den poetisch-dialogischen Abschnitten befinden, womit z. B. die gängige Meinung abgewiesen wird, die »schlecht in den Zusammenhang passenden« Gesänge des Benediktus und Magnifikat seien nachträgliche Einschübe bzw. der Erzählstoff sei generell das Maß für primäre und sekundäre Tradition. Strukturmäßig hat in Lk 1 der Johannes-Stoff 1,5–25.57–80 die Dominanz vor dem Jesus-Stoff 1,26–38.39–56. Im einzelnen zeigt sich 1,26–38 als formale Parallele und literarische Nachbildung von 1,8–22; das Überbietungsmotiv im Jesus-Stoff verrät aber einen anderen Verfasser, der die Rolle des Johannes als Elia redivivus durch die alles überragende Größe des »Sohnes des Höchsten« in den Schatten stellt (120). Für Kap. 2 ergibt sich, daß die Weihnachtserzählung Lk 2,1–21 und die Tempelszene 2,22–40 ursprünglich nicht zusammengehören und die Perikope mit dem 12-jährigen Jesus nochmals andere Interessen verfolgt. Das Benediktus 1,68–79 besteht aus zwei ursprünglich voneinander unabhängigen Teilen, Ben. I = 1,68–75 und Ben. II = 76–79, von denen der zweite Teil eng mit der Erzählung 1,57–67 verknüpft (185) war und inhaltlich eine Auslegung des Namens »Johannes« darstellt (197). K. vermutet eine Entstehung in Täuferkreisen in außerpalästinischer Diaspora (203). Für das Ben. I = 1,68–75 findet der Verfasser die enge Verbindung mit dem AT bzw. der Septuaginta als kennzeichnend. Die beiden Schlüsselbegriffe $\lambda\upsilon\tau\rho\omega\varsigma$ und $\rho\acute{o}\epsilon$

σθα, die dem zelotischen Kampfideal γε'ullat zijjon, der Befreiung Sions und Jerusalems von der römischen Fremdherrschaft, äußerst nahe kommen, lassen ihn eine Entstehung nach Beginn des jüdischen Krieges im Jahre 66 in der Gruppe um den Priester Eleazar ben Simon annehmen (225 und 241). Die zahlreichen Hinweise auf die Tempelfrömmigkeit bestärken die Entstehung in priesterlich-levitischen Kreisen (245). Während das Ben. II eschatologisch-apokalyptisch orientiert ist, hat Ben. I eine theokratisch-kultische Ausrichtung (246). 1,69f ist eine redaktionelle Erweiterung, die sich wie 1,27.32 und 2,4 durch ihr Interesse an der Davidsohnschaft Jesu als vor-lk verrät (258). Auch das Magnifikat zerfällt in Magn. I = 1,46b–50a und Magn. II = 1,50b–55 bzw. in den Lobpreis einer Einzelperson (ursprünglich Elisabeth) und in den Lobpreis Israels. Dieser letzte Teil geht ebenfalls wie Ben. I zurück auf die Anfängerfolge des antirömischen Aufstandes (322). Die Gottesfürchtigen repräsentieren politisch Einflußlose und wirtschaftlich Arme, ähnlich den hinter Ps Sal 17,21–32 stehenden Kreisen. Mit Hilfe von V. 48b wird der Stoff für die Jesustradition brauchbar. Durch biographische Notizen und seine Kyriostitulatur (1,43; 2,11; 1,76 uminterpretiert) drückt Lk dem Stoff seine eigene Sicht auf (12 bzw. 326).

Vorangestellt ist diesen wesentlich durch synchrone Analysen bestimmten Untersuchungen ein Kapitel, in dem der Verfasser eine »rückhaltslose(n) Abrechnung mit der konventionellen Lexemstatistik« (8) vertritt und Stilstatistik als Hilfsmittel der Redaktionskritik verwirft (18.29). Ausgehend von Übertreibungen und Einseitigkeiten, die er mit Recht kritisiert, ist es aber doch fraglich, ob er mit den Fehlern nicht voreilig zu Unrecht auch die Sache selbst verwirft. Als weiterer Vorspann folgt eine Untersuchung des Täuferbildes in der lk Vorgeschichte, das im Kontrast zu dem der Kapitel Lk 3–24 und Apg steht. Dieser Abschnitt krankt aber an einer sehr selektiven Literaturkenntnis und -verwertung und an quellenkritischen Vorurteilen, die durch die Texte nicht bestätigt werden (vgl. die Kritik zu St. v. Dobbeler, in: SNTU 14 [1989] 236f). Abgesehen davon wird diese Dissertation aber ohne Zweifel mit ihrer Kritik an der bisherigen Forschung und ihren neuen methodischen Überlegungen viele bisherige Ergebnisse in Frage stellen, auch wenn z. B. die zeitgeschichtliche Einordnung der Texte durch K. nach seinem eigenen Eingeständnis in manchem fragwürdig bleibt (vgl. 318: vage Hypothese, und 12).

Druckfehler: 123: Ellipse; 175: sinnstörender Text »und der von Benediktus«; 183: Die Überschrift (4.2.2) gehört erst nach dem ersten Absatz gesetzt; 197 und 261: fehlerhafter griechischer Text; 308: 48^b (statt 46^b); 312, Eigenname. Kleinere Versehen S. 24.42.46.59.140.254.

D. D. Sylva (Hg), *Reimagining the Death of the Lukan Jesus* (BBB, 73), Frankfurt 1990 (Verlag A. Hain), 231 Seiten, geb. DM 98,—

Dieser Sammelband, dessen Titel man wiedergeben könnte mit: »Eine neue Sicht des Todes Jesu bei Lk« hat die bekannte und zum Teil weit verbreitete Meinung zum Hintergrund, daß Lk eine soteriologische Bedeutung des Todes Jesu bestreite oder wenigstens weitgehend zurückdränge, wie es u. a. von Bultmann, Conzelmann und Vielhauer behauptet worden ist. Zum Teil wird dieser besondere Zug der Lk Darstellung des Todes Jesu mit dem urchristlichen Kerygma identifiziert und der eminente Gegensatz zu Mk (10,45) und Paulus herausgestellt. Die 8 Aufsätze dieses Bandes gehen der Bedeutung von Leiden und Tod Jesu bei Lk neu nach und bringen die diesbezügliche Position des Evangelisten deutlicher ans Licht. J. B. Green zeichnet den Tod Jesu als den des jes. Ebedjahwe, der getötet und gerechtfertigt wird. Von C. A. Evans wird der wiederholt, besonders von J. T. Sanders vorgebrachte Vorwurf des Antisemitismus in der Lk Darstellung zurückgewiesen, der den Juden zu Unrecht die Schuld am Tod Jesu zuschiebe. F. W. Danker stellt heraus, daß Lk Jesus auf dem Hintergrund antiker zeitgenössischer »Parallelen« als »Wohltäter der Menschen« darstellt, was sich auch in der Passion nachweisen lasse. R. J. Karris plädiert dafür, daß Lk 23,47 nicht mit »unschuldig«, sondern mit »gerecht« zu übersetzen ist und Jesus als der unschuldig leidende Gerechte dargestellt wird. Ausdrücklich verneint der Verfasser die Martyrerrolle Jesu bei Lk (71), während der Artikel von J. T. Carroll dies behauptet (118). Abgesehen davon versucht Carroll zu zeigen, daß die Szene der Kreuzigung die zentralen Motive der ganzen Passion enthält. D. P. Moessner beschreibt die Rolle Israels in bezug auf die Ablehnung Jesu und bringt Gründe dafür, warum die Pharisäer als Feinde Jesu im Prozeß Jesu und bei Paulus zurückgedrängt sind. Bei E. Richard liest man, wie Jesu Passion und Sterben in der Apg dargestellt sind, und der letzte Artikel, vom Herausgeber, möchte die mythologische Rolle Jerusalems als Zentrum der Welt deutlich machen. Die Fußnoten und eine allgemeine Bibliographie zum Thema sind im Anschluß an die Artikel gedruckt, was die Benützung des Buches etwas mühsam macht und leicht vermieden hätte werden können. Inhaltlich bietet das Buch eine Korrektur des zu Beginn erwähnten exegetischen Trends und gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zu einem genaueren Verständnis des theologischen Anteils des Evangelisten an seinem Werk. Es wäre zu wünschen, daß die Studien auch auf Deutsch erscheinen.

C. K. Barrett, Das Evangelium nach Johannes (KEK, Sonderband), Göttingen 1990 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 608 Seiten, geb. DM 128,—

Der Kommentar von Barrett zum JohEv, der wissenschaftlichen Welt keineswegs unbekannt, wird in allen einschlägigen Arbeiten nicht nur wie andere herangezogen, sondern vielfach als Standardwerk eingeschätzt und liegt nun endlich und ausnahmsweise in deutscher Übersetzung vor. Abgesehen von populären Publikationen (zum historischen Jesus, zur Geschichte und Geographie Palästinas, Atlanten, Sachbücher, u. ä.) kann man sich ja nicht gerade darüber beklagen, daß zu viele englische oder französische wissenschaftliche Bücher ins Deutsche übersetzt würden — von H. D. Betz, *Der Galaterbrief*, München 1988 und E. P. Sanders, *Paulus und das palästinische Judentum*, Göttingen 1985 abgesehen. Und es kann kein Zweifel sein, daß trotz der Vertrautheit der meisten deutschsprachigen Theologiestudenten und Theologen mit Englisch der große Kommentar Barretts in Übersetzung eine viel bessere Wirkung haben wird als bisher. Bei schwierigen Problemen und unter der Notwendigkeit rascher Information ist eine Fremdsprache doch ein zusätzliches Hindernis, das in der Übersetzung nicht mehr besteht.

In sieben Kapiteln, auf insgesamt ca. 150 Seiten (21–174) werden die sogenannten Einleitungsfragen behandelt, die beim JohEv, besonders in der heutigen Forschungssituation, äußerst komplex und enorm schwierig sind. Die deutsche Ausgabe untersucht sie auf der Basis der zweiten erweiterten und gründlich überarbeiteten englischen Auflage von 1978 und ist durch ein Kapitel über wichtige neue Positionen zur Johannesforschung der Zwischenzeit ergänzt. Die einzelnen Fragen müssen und können hier nicht näher aufgezählt werden, nur ist die Zurückweisung der Thesen Bultmanns bemerkenswert. Barrett ist gegenüber Kapitel- und Stoffumstellungen reserviert und läßt auch einzig das MkEv als nachweisbare Quelle für Joh gelten. In seiner Sicht der Entstehung der johanneischen Schriften vertritt B. ein eigenes Modell. Vom Jünger und Apostel Johannes, der nach Ephesus ausgewandert war, stammen apokalyptisch orientierte Schriften, die nach seinem überraschenden Tod Anlaß für die weitere Entwicklung waren. Aus dem Schülerkreis verfaßte einer 1 Joh, ein anderer wahrscheinlich 2 und 3 Joh. Ein dritter, der theologisch weitaus Bedeutsamste, schrieb — zurückgezogen vom »geschäftigen und streiterfüllten Leben der Kirche seiner Zeit«, — Joh 1–20, ein Werk, das zuerst von gnostischer Seite benützt wurde, bis die Großkirche den Nutzen dieser Schrift für ihre eigene Situation begriff. Um die Stoffe von Joh 21 ergänzt, wurde es nun akzeptiert, der Evangelist aber vergessen. Der Lieblingsjünger, mit dem der Evangelist den Apostel beschreibt, wurde irrtümlich für den Verfasser gehalten, was schon früh die Tradition verwirrte, u. ä.

Immer wieder ist in verschiedenen Abschnitten die große Sachkenntnis spürbar, die B. wiederholt zu zurückhaltenden Urteilen veranlaßt. Die Kommentierung des Textes erfolgt in der Weise, daß vor der Besprechung der sprachlichen und inhaltlichen Details (Versexegese) eine Analyse der theologischen oder anderen Fragen in größeren Zusammenhängen erfolgt. Bedauern könnte man, daß in der deutschen Fassung das Schriftbild weniger deutlich gegliedert ist als im Original, wenn auch der sorgfältige Druck des teilweise schwierigen Textes anzuerkennen ist. Insgesamt ist dem Übersetzer H. Bald und dem Verlag zu danken, daß sie dieses Monument der Forschung der deutschsprachigen Leserschaft leichter zugänglich gemacht haben.

Linz

A. Fuchs

F. Godet, Das Evangelium des Johannes. Nachdruck der 4. Auflage von 1903, 2 Bände in einem, Gießen - Basel 1987 (Brunnen Verlag), VIII + 215 und II + 652 Seiten, geb. DM 88,—

Wer diesen Neudruck eines erstmals 1864 in Neuchâtel auf französisch erschienenen Kommentars zum JohEv etwas eingehender in die Hand nimmt, wird erstaunt sein, mit welcher Intensität sich der Verfasser mit dem Text des Evangeliums und seinen Vorfragen auseinandersetzt. Der ganze erste Band des Werks und ein Teil des zweiten widmen sich auf über 200 Seiten den sogenannten Einleitungsfragen und der wissenschaftlichen Kritik der damaligen Zeit und stellen dem einen ausgeprägt historischen Standpunkt gegenüber. G. sieht das Evangelium vom Apostel Johannes verfaßt und lehnt die Meinung ab, es könne irgendeine Handlung Jesus sekundär zugeschrieben oder ihm ein Ausspruch in den Mund gelegt worden sein. Das Verständnis wie die Kommentierung des Verfassers bewegen sich auf historisch-biographischer Ebene, wie dies eben auch für den Verfasser des Evangeliums in allem der Fall ist. Für die heutigen Auseinandersetzungen um den joh. Kreis und seine christologischen Probleme wird der Neudruck nicht unbedingt etwas abwerfen, bleibt aber wegen der Auseinandersetzung mit verschiedenen Thesen der Abfassungszeit historisch interessant. Dies scheint ja auch bei ganz anderer theologischer Position ein ausreichender Grund für den Neudruck zu sein, um den viele theologische Bibliotheken froh sein werden, die mit Literatur aus dem 19. Jh. nicht so gut ausgestattet sind. Im Rückblick scheint es jedenfalls verständlich, daß der Verfasser, der später eine ntl. Professur in Neuchâtel übernahm, aufgrund dieses

Kommentars das Doktorat der Theologie h.c. von der Univ. Basel erhielt. – Vgl. die Besprechung seines Lk-Kommentars in SNTU 12 (1987) 237f.

Linz

A. Fuchs

M. Theobald, *Die Fleischwerdung des Logos. Studien zum Verhältnis des Johannesprologs zum Corpus des Evangeliums und zu 1 Joh (NtA, 20)*, Münster 1988 (Verlag Aschendorff), 537 Seiten, geb. DM 148,–

Der Vf. setzt mit dieser Regensburger Habilitationsschrift seine Prologstudien fort (vgl. zuvor M. Theobald, *Im Anfang war das Wort* [SBS, 106], Stuttgart 1983). Den ersten Teil des Buches (6–161) bildet eine sehr umfangreiche forschungsgeschichtliche Darstellung der Prologexegese im 19. und 20. Jh., die sich durch Literaturkenntnis und Problembewußtsein auszeichnet. Es schließt sich ein erster exegetischer Durchgang an, bei dem Joh 1,1–59; 2,1–11 auf synchroner Ebene untersucht werden. Dabei wird nach den syntaktischen und semantischen Dimensionen der Texte und ihrer pragmatischen Einbettung gefragt. Aus den zahlreichen Einzelbeobachtungen sollen einige hervorgehoben werden: 1. Der Vf. hält die Alternative »prosaisch – poetisch« für den Prolog für unangebracht und spricht im Hinblick auf den gesamten Prolog von einer »gebundenen Sprache« (vgl. 200ff). Auf eine formgeschichtliche Klassifizierung des Prologs verzichtet er. 2. Joh 1,13 gilt als nachträgliche Einfügung in die ursprüngliche Textabfolge Joh 1,12/14. 3. Der Sinngehalt von Joh 1,14a wird so bestimmt: »V. 14a wäre also weder kenotisch, noch naiv doketisch, sondern sicherte in einer kritischen Situation die Personalidentität Jesu Christi als des Offenbarers« (249). Die Evangeliumseröffnung ist zweigeteilt und umfaßt die beiden »Tafeln« Joh 1,1–18 und 1,19–51. Am Ende dieses Kapitels zieht der Vf. ein erstes Fazit, indem er seine Lösung der Probleme andeutet: Der Prolog gehört zur späteren Redaktionsstufe des Evangeliums und wurde im Zuge einer christologischen Debatte mit dem ursprünglichen Beginn des Evangeliums zur jetzigen Textabfolge verzahnt. Eher kurz, beiläufig und völlig im Gegensatz zur sonstigen überaus breiten Entfaltung des Gegenstandes teilt der Vf. dann auf S. 298–300 mit, wie er sich die Entstehung des überlieferten Johannesevangeliums vorstellt: Er schließt sich dem Drei-Schichten-Modell in der Fassung von J. Becker, R. Schnackenburg und E. Haenchen an und rechnet mit einer tiefgreifenden Überarbeitung des Evangeliums an seinem Anfang (Joh 1) und an seinem Ende (Joh 21). Der Vf. untersucht dann die Textbeziehungen zwischen Prolog und Evangelium

mit dem Ergebnis, »daß das Ev in einer ursprünglichen Fassung auch ohne den Prolog existiert haben könnte« (372f). Von besonderem argumentativen Wert sind dabei für den Vf. die offenkundigen Beziehungen zwischen Joh 6,51c–58 und Joh 1,14. Da der Vf. ohne hinreichende Begründung den sekundären Charakter von Joh 6,51c–58 (und Joh 19,35) als angeblichen Forschungskonsens einfach voraussetzt, bestätigt dies natürlich seine These vom Prolog als einer späteren Hinzufügung zum Evangelium. Als einen weiteren Beleg führt der Vf. an, daß die Gesandtenchristologie des Corpus nicht die Logoschristologie des Prologs voraussetze. Der folgende Vergleich des Prologs mit dem 1. Johannesbrief soll auch zur Aufhellung der christologischen Streitfrage innerhalb der johanneischen Schule beitragen. Demnach beriefen sich die Gegner tendenziell auf Kerinth und vertraten eine dualistische Taufchristologie, für die sie auch Joh 1,19ff (abzüglich nachträglicher redaktioneller Bearbeitung) in Anspruch nahmen. In seiner Auseinandersetzung mit den Gegnern lehnt sich der Autor des 1. Johannesbriefes sowohl im Briefprolog als auch in 1 Joh 5,6–8 an die jetzt vorliegende Form des Evangeliums an. Briefprolog und Evangeliumsprolog gehören somit in dieselbe innerjohanneische Auseinandersetzung zwischen Tauf- und Inkarnationschristologie. Im abschließenden 6. Kapitel des Buches wendet sich der Vf. der diachronen Analyse von Joh 1 zu. Für Joh 1,19ff rechnet er mit einem Drei-Schichten-Modell (SQ-E-R). Beim Prolog relativiert er zunächst die Frage nach traditionellen Vorformen (466), um dann die vom späten Redaktor verwandte Vorlage zu bestimmen (VV. 2–4.11–12c.14b.c.e.16). Diese späte Redaktion erweiterte die Evangeliumseröffnung des Evangelisten (Joh 1,6.7a.c.19ff) um die traditionelle Vorlage, die redaktionellen Zusätze und um die redaktionelle Bearbeitung von Joh 1,19ff, um so der dualistischen Tauftheologie der Gegner entgegenzutreten. Die Gegner brachten auch die Rede vom Logos in den johanneischen Kreis ein, indem sie »als *Namen* für ihren himmlischen Erlöser, der auf Jesus bei seiner Taufe herabkam und ihn vor seinem Tod wieder verließ, die *Logos-Bezeichnung*« (479) vorzogen. Diese Logos-Christologie entstand in einem (proto-)gnostischem Umfeld, möglicherweise verstanden die Gegner den in Jesus epiphan gewordenen Logos »als eine anfängliche Emanation aus dem Schweigen Gottes« (489). Dagegen wendet sich der späte Redaktor, indem er das Verhältnis des Logos zu Gott und zu Jesus neu klärt.

Die Untersuchung besticht durch die umfangreiche Literaturverarbeitung und eine Vielzahl von wertvollen Einzelbeobachtungen. Gegen die – interessante – Gesamtthese ergeben sich allerdings in mehrfacher Hinsicht Bedenken: 1. Auf methodologischer Ebene: a) Der Vf. ordnet die synchrone Analyse der diachronen Betrachtung umfassend vor, indem er erst im letzten Kapitel die Frage nach möglichen Vorformen des Prologs stellt und die bekannten literarkritischen Probleme

angeht. Damit wird das Ergebnis präjudiziert, speziell die Funktion der Täufer einschübe (VV. 6–8.15) im Duktus der bereits erarbeiteten These erklärt. b) Ein Nebeneinander verschiedener christologischer Entwürfe (bei Joh: Logos- und MS-Christologie) findet sich auch bei Paulus und den Synoptikern und ist noch kein Hinweis auf christologische Auseinandersetzungen. c) Einen Konflikt um die Logos-Bezeichnung kann der Vf. nur postulieren, weil er eine – mir nicht einsichtige – Alternative zwischen einer ideengeschichtlichen und einer »pragmatisch-konkreten« Interpretation des Logos-Begriffes postuliert. d) Der Vf. setzt den sekundären Charakter von Joh 6,51c–58; 19,35 (und die Existenz einer »Semeia-Quelle«) mit dem Hinweis auf einen angeblich existierenden Forschungskonsens einfach voraus und wertet dies als Bestätigung seiner These. Genau diese Voraussetzungen stehen aber in der neuesten Diskussion zur Debatte! 2. Auf religionsgeschichtlicher Ebene: Läßt sich eine »dualistische Tauftheologie« für die Gegner des 1 Joh wirklich nachweisen? Der Vf. benennt damit einen faktisch mit Dokerismus identischen Sachverhalt, was er auch als Definitionsproblem anzeigt (vgl. 420). 3. Auf hermeneutischer Ebene: Sollte auch der Prolog das Werk einer späteren Redaktion sein, so ist noch weniger als bisher benennbar, was eigentlich als »johanneisch« zu gelten hat. Das Evangelium löst sich gewissermaßen unter der Hand der Exegeten auf!

Diese Anfragen wollen den Wert dieser Studie nicht mindern, sondern die Punkte fixieren, wo das Gespräch zu führen ist.

Erlangen

U. Schnelle

R. Kühschelm, *Verstockung, Gericht und Heil. Exegetische und bibeltheologische Untersuchung zum sogenannten »Dualismus« und »Determinismus« in Joh 12,35–50 (BBB, 76), Frankfurt 1990 (Verlag A. Hain), 320 Seiten, geb. DM 88,—*

Diese Wiener Habilitationsschrift (1990, J. Kremer) greift das umstrittene Problem des joh. Dualismus und Determinismus auf und versucht anhand der konkreten Passage Joh 12,35–50 eine Lösung zu finden für jene Aussage, die zugunsten einer göttlichen Vorherbestimmung die menschliche Freiheit zu leugnen scheint (vgl. Joh 6,65: »niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht vom Vater gegeben ist«). Da in der vom Verfasser gewählten Passage der Unglaube der Juden gegenüber der christlichen Verkündigung auf die Verstockung durch Gott selbst

zurückgeführt wird, bietet dieser Text einen paradigmatischen Fall des Problems und einer entsprechenden Lösung. Der Verfasser meint, mit den Methoden der neueren Exegese die Aporien der bisherigen überwinden und den Eindruck einer mangelnden Logik der Gedankenfolge als unzutreffend nachweisen zu können. Anders als üblich gliedert er aufgrund seiner syntaktischen, semantischen, stilistisch-strukturalen und formkritischen Analysen den Text in die Abschnitte 12,35–43 und 44–50. Gattungsmäßig handelt es sich um eine »Reflexion über den Zweck des öffentlichen Wirkens Jesu im Blick auf dessen Adressaten« bzw. um eine »Selbstdarstellung des (von Gott) Gesandten« (52 und 53). In pragmatischer Hinsicht, worauf der Verfasser besonderes Gewicht legt, soll der Text der joh. Gemeinde, die »durch die heftige Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen, unter pharisäischer Führung nach 70 neukonsolidierten Judentum« (59) steht und durch die ungläubige Ablehnung ihrer Verkündigung verunsichert ist, die Verstockung der Juden als schuldhaftes Nichtglaubenkönnen als Konsequenz des Nichtglaubenwollens verständlich machen (vgl. 187). Die Einsicht in diesen Sachverhalt soll die Gemeinde schützen vor Resignation und sie zum Festhalten am Glauben und an der Verkündigung ermuntern. Der Dualismus und Determinismus der Verstockung der Juden ist somit nicht metaphysisch wie in der Gnosis zu verstehen, sondern dient zur Verständlichmachung der äußerst bedrängten Situation der in der Gemeinde verbliebenen Teile der joh. Christen. An Jesus wiederholte und erfüllte sich das Schicksal des dtjes. Gottesknechts, dem die Anerkennung als Gesandter Gottes verweigert und dessen Botschaft nicht geglaubt wurde, und der joh. Gemeinde ergeht es analog. K. kommt zu diesen Ergebnissen durch eine gründliche Motivanalyse, durch überlieferungs- und redaktionsgeschichtliche Überlegungen und eine umfassende Einzelauslegung, was den sprachanalytischen Anlauf wieder deutlich relativiert. Insgesamt leistet diese Abhandlung aber eine sachgemäße Interpretation, die einen wirklichen Zugang zum Verständnis des Textes bietet. Wie bei manch anderen Studien, in denen die modernen Methoden der Exegese großes Gewicht haben, kann man dem Leser jedoch raten, bei den vertrauten und – wenigstens in diesem Buch – in Wirklichkeit ertragreichen Abschnitten (Motivkritik, Traditions- und Redaktionsgeschichte, Einzelexegese) zu beginnen und den Vorspann (Sprachanalyse) im nachhinein als nützliche, aber nicht unbedingt notwendige Zutat zur Kenntnis zu nehmen. Dem Verfasser kommt das Verdienst zu, eine schwierige Thematik leichter durchschaubar gemacht zu haben.

K. Wengst, *Bedrängte Gemeinde und verherrlichter Christus. Ein Versuch über das Johannesevangelium*, München 1990 (Verlag Chr. Kaiser), 267 Seiten, kart. DM 74,—

Die dritte Auflage dieser exegetischen Studie und die bedeutende Vermehrung des Umfangs (von 142 auf 267 Seiten) sind untrügliche Zeichen dafür, daß der Verfasser ein aktuelles Thema der ntl. Forschung zum Gegenstand gewählt hat und auf großes Interesse der Leser gestoßen ist. Nicht zu Unrecht beschäftigt die Frage einer joh. Schule und des Entstehens der joh. Literatur die Forschung der letzten Jahre und kann somit auch diese Monographie mit großer Aufmerksamkeit rechnen. Die von der ersten Auflage her bekannte These des Verfassers »hat sich nicht verändert; sie wurde (nur) auf eine breitere Textgrundlage gestellt« (6). In der bewegten Auseinandersetzung um literarkritische Manöver, Rekonstruktion von Grundschriften und jeweilige Bearbeitung durch Evangelist und Redaktor, gnostische oder jüdische Herkunft oder Tendenz usw. legt der Verfasser den Finger energisch auf die Bedeutsamkeit des historischen Sitzes im Leben des 4. Evangeliums und seiner Adressaten. Wie bekannt, siedelt Wengst die joh. Adressatengemeinde östlich bzw. nordöstlich vom See Genesaret im Gebiet von Batanäa, Gaulanitis und Trachonitis, dh. dem südlichen Teil des Königreiches von Agrippa II an, weil dort die Voraussetzung griechischer Sprache und einer vom synagogalen Judentum dominierten Umwelt gegeben ist. Sehr überzeugend sieht W. das Evangelium und die dahinterstehende Gemeinde von der Verschärfung des normativen, pharisäisch geprägten Judentums nach Jabne bestimmt, mit dem die christliche Gemeinde in schärfster christologischer Auseinandersetzung stand und von dem sie aufgrund ihrer, das Judentum spaltenden und gefährdenden Entwicklung ausgeschlossen wurde. In einer Atmosphäre der Angst, die soweit geht, daß einflußreiche Judenchristen nicht wagen, mit dem als Messias bekannten Jesus öffentlich auch nur genannt zu werden (vgl. 77), »wo in einzelnen Fällen Juden, die an Jesus glaubten, von anderen Juden getötet wurden« (86) und ein Teil der Gemeinde wieder in das synagogale Mehrheitsjudentum zurückkehrte, fordert der Evangelist die Christen zum Bleiben, zum Bekenntnis und zur Einheit auf. Aus dieser Situation erklärt sich die Negativdarstellung »der Jude« und die oft mißdeutete Polemik. Ohne daß damit schon alle joh. Themen erklärt sind, scheint diese zeitgeschichtliche Analyse eine Voraussetzung zu bieten, daß die schwierige Sprache und Thematik des JohEv verständlicher und als Bekenntnis und Evangelium einer bedrängten Gemeinde erfaßbar wird. Als Einstieg in das JohEv ist dieses Buch gut geeignet.

- R. T. Fortna, *The Fourth Gospel and its Predecessor. From Narrative Source to Present Gospel* (SNTW), Edinburg 1989 (Verlag T. & T. Clark), XVI + 322 Seiten, geb. £ 19,95 (= Philadelphia 1988 [Verlag Fortress Press])

Im vorliegenden Buch bietet der Autor eine Erweiterung, Überarbeitung und z. T. Modifikation seiner redaktionskritischen Studien zum JohEv, die er im Jahr 1970 erstmals veröffentlichte (*The Gospel of Signs*, Cambridge) und die einen bis heute wichtigen Bezugspunkt jeder Johannes-Exegese darstellen: Die Grundthese, daß dem Evangelisten ein vollständiges Vorlagen-Evangelium (*Signs Gospel*, SG – schon vor Joh aus *Semeiaquelle*, SQ und *Passionsquelle*, PQ zusammengesetzt) zur Verfügung stand, bleibt weiterhin das Gerüst der Arbeit. Während aber im *Gospel of Signs* die Analyse vorherrschte und nur am Rande die eigentlich redaktionsgeschichtliche Bestimmung der Theologie und Situation von Quelle und Evangelist (= Redaktor) unternommen wurde, bietet Fortna nun ausführliche, »theologische« Kommentierungen zu den Perikopen jeweils auf den angenommenen Textstufen von Quelle und Evangelist. (Erster Teil: *The narrative source and its johannine redaction*, 15–220. Die Texte werden in englischer Übersetzung geboten, was mir nicht sinnvoll erscheint. Hilfreich ist aber, daß die angenommene Textgestalt von SG jeweils für sich abgedruckt ist und die *Textendgestalt* dann nochmals angeführt wird, wobei die Einträge des Evangelisten durch Fettdruck hervorgehoben sind.) Die eigentliche Analyse, welche die vorgenommene Textaufschichtung und die entsprechende Kommentierung begründen soll, wird Perikope für Perikope nachgereicht. Den Schluß des Kommentar- und Analyseteils bilden drei Exkurse, welche das ermittelte *Predecessor*-Evangelium auf seine Form, seine Beziehungen zur synoptischen Tradition und seine Herkunft und Tendenz befragen. (205–220. Ich merke an, daß der Leser eine *ausführlichere* und kritischere Auseinandersetzung erwarten dürfte als die hier gebotene: Denn nach einem in sich zwar gerundetem, aber notwendigerweise hypothetischen Gesamtentwurf drängen sich weit mehr Anfragen, Konsequenzenabwägungen und Einwände auf, als der Autor hier sichtbar werden läßt). – Der zweite Hauptteil (*The theological development from source to present gospel*, 223–314) versucht, die theologische Entwicklung vom *Predecessor* zum Evangelisten in bibeltheologischer Systematik nachzuzeichnen. Nach Themen geordnet (Messiahship; Signs and faith; Salvation; The death of Jesus; Eschatology and community; Die »Juden« im JohEv) bringt Fortna die jeweilige Sicht von Quelle und Redaktor zum Thema, so wie sie aus seinen Textschichtenanalysen erhellt.

Das *Gospel of Signs* hätte folgender Perikopen in folgender Reihenfolge enthalten: * *Einleitung*: Zeugnis des Johannes – Erste Jünger. * *Zeichen in Galiläa*: Weinwunder in Kana – Heilung des Beamtensohnes – reicher Fischfang (21,1–14!) – Speisung der Menge und Seewandel. * *Zeichen in Jerusalem*: Erweckung des Lazarus – Blindenheilung – Heilung des Verkrüppelten am Teich von Betesda. * *Jesu Tod und Auferstehung*: Tempelreinigung – Tötungsbeschluß der Ältesten mit Verstockungsbegründung, Salbung in Betanien – Messianischer Einzug in Jerusalem – Das letzte Mahl, Verhaftung – Verhör im Haus des Hohenpriesters und Verleugnung durch Petrus – Jesus vor Pilatus – Hinrichtung und Begräbnis. Maria Magdalena und Petrus beim leeren Grab und Erscheinung Jesu vor Maria im Garten und vor den Jüngern im Saal. * *Der Buchschluß* (20,30–31a).

Das so bestimmte Dokument sei geschlossen und kohärent, verfüge über ein sorgfältiges geographisches und logisches Itinerar (205), war eines der ersten christlichen Evangelien, »purer, simpler, and thus almost certainly earlier than Mark« (206). Daß SQ und PQ schon vorjoh zu einem vollständigen Evangelium zusammengefügt wurden, ergibt sich für Fortna aus einigen »stylistic overlaps« (die kleine Liste 208f ist jedoch wenig aussagekräftig!), und aus 12,37–40, wo ein sanfter Übergang von SQ zur anschließenden PQ hergestellt ist, der aber nicht vom Evangelisten stammen könne und folglich auf den *Redaktor des Gospel of Signs* (!) zurückgehen müsse (210). Vor allem aber gebe es für die vorjoh Verbindung von SQ und PQ »evidence at the level of plot, of story line« (210): Eine bloße Wundersammlung erregt sofort die Frage, wie es denn mit dem schimpflichen Ende dieses Wundertäters stünde. Die so entstandene apologetische Aufgabe ergibt sich aus der Wundererzählung und PQ erfüllt diese, indem sie Jesu Tod (und Auferstehung) als schriftgemäß ausweist und seinerseits als »größtes Zeichen« darstellt (vgl. 2,18–20: nach Fortna in SG noch am »synoptischen Ort«). Dies zeige schon die theologische Einheit und Zusammengehörigkeit der beiden Bestandteile, die sich aber gerade darin vom Evangelisten unterscheiden: SQ transportiert eine völlig eindimensionale Christologie: Jesus war/ist der erwartete Messias des jüdischen Volkes, das »beweisen« seine Wundertaten, die somit »Zeichen« sind. (Demgegenüber ist die Christologie des Evangelisten nicht nur »gesteigert«, sondern vor allem *soteriologisch und offenbarungstheologisch* ausgewertet – Jesus als Leben, Licht, Speise, als Wahrheit, Weg zu Gott etc. –, was alles in SQ völlig fehlt.) Damit wird die Apologie der Passion notwendig: PQ erzählt die Passion vor der Folie atl. Leidens-Texte und »beweist« so die Schriftgemäßheit. Demgegenüber kenne PQ noch keine soteriologische Bedeutung der Passion im Sinn von Sühne (Leiden *für* ... – vgl. aber die recht gequälte »Entschärfung« der Lamm-Gottes-Titulatur und der Kajafas-Prophetie, die Fortna überraschenderweise beide für traditionell hält und denen er deshalb einen nichtsoteriologischen Sinn abgewinnen muß: siehe 16.20.265 mit Anm. 72 sowie 130.133f.279f). Die Adressaten von SG sind »Jews in the synagogue in the Author's Greek-speaking city«, die überzeugt werden sollen, daß »Jesus is the Jewish Messiah come at last« (215). SG stehe somit zeitlich vor dem MkEv und sei eines der ältesten, jedenfalls aber das reinste Dokument des christlichen (»messianistischen«) Judentums, entstanden zwischen 40 und 60 n. Chr. Wegen diesen hohen Alters erklären sich die vieldiskutierten Beziehungen zwischen dem JohEv und den Synoptikern als Berührungen an der Wurzel der Traditionen (216ff). – Der Evangelist entwickelt seine Zusätze und inhaltlichen Erweiterungen in einer Situation vitaler Bedrohung seiner Gemeinde, als sich das johanneische Christentum aus der Synagoge ausgeschlossen und isoliert vorfand: daher die polemische Grundstimmung gegenüber der Aussenwelt (»Juden«).

Im Rahmen einer kurzen Rezension kann eine kritische Auseinandersetzung weder im Detail noch im Grundsatz der Johannes-Sicht geführt werden. Deshalb sei nur kurz die »Leseerfahrung« des Rezensenten geschildert: Bei einem Gesamtentwurf zum Verständnis des vierten Evangeliums, der in so hohem Maße *konstruktiv* (*konstruiert?*) und synthetisch ist und wo die verschiedensten Einzelbeobachtungen und Einzelbefunde so mutig-vereinfachend in das gewählte Modell integriert werden wie hier, entsteht gleichermaßen »Verärgerung« wie Bewunderung: Zu schnell schreitet der Autor von einer kritisierbaren Entscheidung zur darauf aufbauenden nächsten! Andererseits: Will man in der gegenwärtigen differenzierten Forschungslage, die Fortna ja durchaus kennt, nicht überhaupt auf Gesamtdarstellungen verzichten, *muß* die kühne Großzügigkeit des konstruktiven Modells erlaubt sein.

Überblickt man aber das Bild der theologischen Standorte von Quelle und Evangelist, wie es vor allem im zweiten Hauptteil synthetisch dargestellt ist, stellen sich ernste Fragen: In allen Bereichen wird die Position der Quelle praktisch als völlig linear und univok angenommen und auf das Mindestmaß des im joh Rahmen möglichen reduziert (vgl. etwa die Darstellung der »single-minded« Christologie, 226ff oder jene des Glaubensverständnisses von SG, 235ff). Demgegenüber steht das voll entwickelte Feld der joh Themen – mit all seinen Aporien – auf der Stufe des Evangelisten: Aber zu *dieser* Erkenntnis, daß sich jegliche Vollgestalt *ab ovo* entwickelt, hätte man weder Literar- noch Redaktionskritik gebraucht! (Deshalb haben die *mehrschichtigen* Modelle, wie sie etwa die großen Joh-Kommentare von Brown, Schnackenburg und Becker versuchen, bei aller Problematik gute Gründe.) Ein wirklich differenziertes Bild der Geschichte joh Theologie und Gemeindesituation bietet Fortna mit seiner Gegenüberstellung von Minimum und Maximum nicht. *Jede reale Geschichte ist aber differenziert; und die Geschichte des vierten Evangeliums ist es erst recht!*

Linz

Chr. Niemand

U. Schnelle, *Antidoketische Christologie im Johannesevangelium. Eine Untersuchung zur Stellung des vierten Evangeliums in der johanneischen Schule* (FRLANT, 144), Göttingen 1987 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 283 Seiten, geb. DM 75,—

Diese neuerliche Monographie, in der unablässigen Auseinandersetzung um den Evangelisten Joh und die joh Schule, bietet eine interessante Position und eine prägnante, vom großen Trend abweichende Lösung bezüglich der Frage der Entstehung der joh Schriften. So ist nicht nur der Verfasser des 2 und 3 Joh verschieden von dem des 1 Joh, sondern auch dieser von dem des JohEv. Und auch in der Reihenfolge der chronologischen Entstehung und der theologischen Beeinflussung stehen die Verhältnisse anders, als man sonst oft liest. »Deutet sich um 2/3 Joh als den ältesten Schriften der joh. Schule der Konflikt mit den doketischen Gegnern an (2 Joh 7), ist er im 1 Joh voll entbrannt, so stellt das JE den Versuch dar, der Herausforderung einer doketischen Christologie umfassend zu begegnen« (257). »Es ist«, um wieder den Verfasser selbst zu Wort kommen zu lassen, »als Reaktion auf eine christologische Kontroverse in der joh. Schule entstanden, sein Verfasser war offenbar ein hervorragender Theologe der joh. Schule, und die in ihm verarbeiteten Einzeltraditionen sind zumeist im Raum dieser Schule entstanden. Das Evangelium richtet sich nach innen und nicht nach außen!« (257f). »Johannes verfaßte sein Werk nicht als Apologie gegen Juden, Täuferjünger oder Samaritaner, noch ist mit dem JE »die gnostische Heilslehre in den Kanon gelangt«« (257). Wie schon erwähnt, sieht Schnelle von den Briefen zum Evangelium eine Steigerung der antidoketischen Tendenz. »Der Brief (1 Joh) benennt das Problem, eine theologische Antwort findet sich aber erst im Evangelium« (249). Diesem Zweck sind die realistischen Wundergeschichten unterstellt, die Betonung der Tatsächlichkeit des Todes Jesu und der nachprüfbaren Identität des Auferstandenen mit dem Gekreuzigten, auch »die auffällige Betonung der Identität des geschichtlichen Jesus mit dem erhöhten Christus in Joh 20,31 . . . ist offensichtlich gegen Doketen gerichtet« (251). Es ist unverkennbar, daß diese Göttinger Habilitationsschrift (1985, G. Strecker) in wesentlichen Punkten jene Sicht aufgreift, die Strecker inzwischen in seinem Kommentar zu den Johannesbriefen ebenfalls vorgelegt hat (KEK, 1989). In der fast uferlosen Joh-Diskussion bietet sie einen deutlichen Kontrapunkt zu zahlreichen anderen Hypothesen und wird als stimulus für neue, intensivere Überlegungen und Forschungen ihre belebende Wirkung nicht verfehlen.

W. R. G. Loader, *The Christology of the Fourth Gospel. Structure and Issues* (BET, 23), Frankfurt - Bern - New York - Paris 1989 (Verlag P. Lang), 303 Seiten, kart. sfr 65,—

Wie im Untertitel angedeutet, verfolgt die Untersuchung nicht eine detaillierte Behandlung jedes einzelnen Zuges des Evangeliums, sondern will aus einem Überblick über Motive und Themen die zugrunde liegende Struktur herausarbeiten. Auf der Basis dieser Strukturanalyse werden dann als Hauptfragen innerhalb der Forschung behandelt: 1. die Bedeutung des Todes Jesu bei Joh, 2. das Heilsgeschehen, 3. das 4. Evangelium im Lichte seiner Christologie. Dabei werden auch die Fragen der Überlieferung, die Geschichte der Komposition und der Gemeinde behandelt, in deren Kontext sich das Evangelium entwickelte. L. geht von Bultmanns erster Frage aus: Was liegt im Zentrum des Evangeliums? Wenn auch seine Skizze der Joh-Geschichte im Prinzip richtig ist, kann es doch der Grad seiner Entmythologisierung nicht sein, da die historische Situation des Joh zu wenig beachtet ist und die einzelnen Elemente zu sehr als symbolisch gefaßt werden.

Der Überblick über das Evangelium ergibt folgende Struktur und Thematik: Jesu Tod (und Rückkehr zum Vater) stellt die Erfüllung der Sendung des Sohnes dar. Stellvertretende Sühnung klingt zwar im Evangelium an, ist aber nicht Hauptthema und nur wie zufällig erwähnt. Die Vollendung des Werks des Vaters bedeutet den Auftrag, den Vater zu verkünden und der Welt sein Angebot, Licht und Leben zu bringen. Damit wird zugleich die Welt und ihr Herrscher (der Teufel) gerichtet, die Sünde enthüllt und der Sohn gerechtfertigt. Jesu Tod steht im Zusammenhang mit seiner Erhöhung zur Gegenwart Gottes und göttlicher Herrlichkeit (Das Paradox des Paulus: das Kreuz zugleich Leiden und Herrlichkeit, findet sich nicht ausgesprochen.). Die verheißenen »größeren Ereignisse« sind die Sendung der Apostel und des Hl. Geistes, der die Worte des erhöhten Christus ausdeutet, der Gemeinde vermittelt und sie dadurch zur Gemeinde macht. Jesu Leiden sind Vorbild für diese. Die Ausdrücke »Ich bin«, mit oder ohne Prädikat, sind nicht an sich eine Verkündigung eines göttlichen Namens, sondern meinen »den Einen«, der gekommen ist, den Vater bekannt zu machen. Die Wunder sind Zeichen, Symbole des Lebens, das Er bringt. Im Bild des Abgesandten ist die Person Jesu das Zentrum des Heilsgeschehens und der Lehre vom Jenseits. Durch seine Präexistenz ist seine Ermächtigung, Herkunft und sein Sein gegeben. Gegen die Gefahr des Ditheismus wird sein Gehorsam und seine Unterordnung unter den Willen des Vaters betont, jedoch immer als dem Vater gleich und mit ihm in Harmonie, getrennt von den Sterblichen. Wahrer Mensch und ewiger göttlicher Sohn stehen nebeneinander (hie sein echtes Leiden und sein Tod: hie seine übermenschliche Kraft und Weisheit) und zwar in einer Weise, die spätere Kontroversen über die Joh Christologie auslösen konnte und ausgelöst hat. Nun hat die nachösterliche Sicht des Glaubens die Darstellung des Lebens Jesu beeinflusst. Joh wollte aber sicher seine wahre Menschheit nicht leugnen. Er muß sich aber in der Gestaltung des Evangeliums bewußt gewesen sein, daß er das Leben Jesu in unhistorischer Weise modifiziert. Er betont den Unterschied, den Ostern im Verständnis der Jünger bewirkte, durch das Wirken des Hl. Geistes, der ihn und die Gemeinde zum Verständnis führt, als Mitteilung inner-

halb einer wissenden Gemeinde. Die literarische Absicht, die Tradition zu gestalten zur Feier der Gemeinde und Erbauung des Glaubens führt zu dramatischer Formulierung und zum Übergewicht über die bloße Geschichte, zu Vereinfachung und anderer Zentrierung. Es genügen geschichtliche Konturen, Details variieren nach künstlerischen Gesichtspunkten. Doch sind eine Reihe von Traditionen aus dem Umfeld (jüdischer Einfluß: Konflikt mit der Synagoge, Anspielungen auf die Samariter und die Überlieferung des Täufers) eingebaut. So ist die Darstellung des Lebens und der Predigt Jesu von Joh im Lichte der Erfahrungen und Gewißheiten der Gemeinde zu verstehen, vor allem aus der Notwendigkeit, sein Leben aus dem Wissen um Ostern und Pfingsten neu zu sehen und zu deuten, d. h. dem Auge bisher verborgene tiefere Wahrheit zu entdecken, um in vollendeter Weise auszudrücken, was bereits in der früheren Tradition enthalten ist, daß Jesus der Gesalbte, der Sohn Gottes ist. Das Schwergewicht wird auf die im Glauben geschenkte Gemeinschaft mit dem gekreuzigten, auferstandenen und gegenwärtigen Christus gelegt.

Die Darstellung, die sich auf gründliche Verarbeitung der vorausgehenden Literatur stützt, endet mit einem Ausblick auf heutige Entwicklungen und ist durch ausführliche Anmerkungen, Bibliographie und Indices ergänzt.

Linz

F. Weißengruber

H.-W. Neudorfer, Die Apostelgeschichte des Lukas, I (Bibelkommentar, 8), Neuhäusen - Stuttgart 1986 (Verlag Hänssler), 271 Seiten, geb. DM 34,80

Die einzelnen Bände dieser Kommentarreihe sind ausdrücklich für die Praxis geschrieben und wollen vor allem eine gläubige Bibelkenntnis verbreiten. Die Voraussetzung dafür ist durchgehend ein historisierendes Verständnis in evangelikalem Sinn. Dementsprechend wird die Rolle des Lk als Historiker unterstrichen, der als Begleiter des Paulus die Apg um 61/62 in Rom schrieb. Die Wir-Berichte bringen eigene Erinnerung des Lk, der mit seinem Buch beabsichtigt, die Christen, vor allem aber Paulus von den Vorwürfen der Gegner zu entlasten. Zugleich ist dieser aber stark daran interessiert, die Gründe für die Heidenmission und den Gang ihrer Entwicklung darzulegen. Der Gal ist schon vor dem Apostelkonzil geschrieben, die Past von einem Sekretär im Auftrag des Paulus während dessen zweiter Haft in Rom. Offenkundig wird die literarische und theologische Leistung des Lk nicht so hoch veranschlagt wie in der übrigen Exegese und deren Ergebnis zwar stellenweise flüchtig erwähnt, aber im Durchschnitt ausgeblendet. Die Dissertation des Autors »Der Stephanuskreis in der Forschungsgeschichte seit F. C. Baur, Gießen 1983« hatte da noch einen größeren Horizont.

Linz

A. Fuchs

H.-W. Neudorfer, Die Apostelgeschichte des Lukas, II (Bibelkommentar, 9), Neuhäusen - Stuttgart 1990 (Verlag Hänssler), 379 Seiten, geb. DM 39,80

Wie der erste Teil dieses Apg-Kommentars ist natürlich auch der zweite völlig vom historischen Standpunkt aus geschrieben. Nur ein historisches Verständnis werde dem Anliegen des Historikers und Wissenschaftlers (vgl. 11 bzw. 373) Lk gerecht. Illustrieren läßt sich das an wenigen Beispielen. Apg 16,26 wird das Erdbeben trotz zahlreicher religionsgeschichtlicher Parallelen historisch verstanden, was dann aber sogar den Verfasser in Schwierigkeiten bringt. Daß die »heidnischen Verbrecher«, als die er die Gefangenen bezeichnet, nicht geflohen sind, ist für ihn eine »unerklärliche(n) Tatsache, die wir aufgrund unserer Kenntnisse nicht aufhellen können«. Aber das ist kein Grund, eine andere Erklärung zu versuchen. Vielmehr »(muß) auch Lukas . . . das gewußt haben, als er den Bericht niederschrieb. Hätte er die Geschichte erfunden, wäre ihm diese »Dummheit« sicher nicht unterlaufen! Sein Interesse galt ja allein dem Aufseher« (136). Eine Parallelität mit dem Befreiungswunder an Petrus und eine damit von Lk etwa verfolgte theologische Absicht wird vom Autor bestritten; einmal gibt es Unterschiede, und dann geht es in der Geschichte »im Kern . . . um die Rettung dieses Justizvollzugsbeamten«; ausdrücklich sei »diese Rettungsgeschichte . . . kein Bericht von der Rettung der zwei inhaftierten Missionare« (136). Wenn sich unter dieser Voraussetzung Ungereimtheiten ergeben, sind das gerade Indizien für die Historizität des Berichteten: »Der Bericht enthält so viele Unglaublichkeiten, daß ein Schriftsteller wie Lukas kaum so einfältig gewesen wäre, sie gerade so zu erfinden« (141). Um die Totenerweckung des Eutychus Apg 20,9f kommt der Verfasser mühelos durch eine bessere Beobachtungsgabe des Paulus herum. »Paulus stellte der Diagnose der andern, die ›tot‹ lautete, lediglich seine eigene gegenüber, die den jungen Mann noch lebend fand« (225). Trotzdem wird die Tat mit der des Elia und des Elischa parallelisiert! Auch die Abschiedsrede des Paulus vor den Ältesten der Gemeinde in (!) Ephesus (227) »fügt . . . sich« nach Meinung des Autors »problemlos in die geschilderte Situation des vor dem Abschluß seines Werks stehenden Apostels ein« (239), sodaß sich die Meinung anderer Exegeten, es handle sich um die Lk Beschreibung der Zustände seiner eigenen Zeit, erübrigt.

Sicherlich ist der Kommentar für Gemeindemitglieder, Pfarrer, Prediger, Jugendleiter u. ä. vorgesehen, aber ob nicht auch sie manchmal mehr Fragen anhand des Textes stellen, als der Kommentar beantwortet!

K. Schäfer, Gemeinde als »Bruderschaft«. Ein Beitrag zum Kirchenverständnis des Paulus (EH, 23/333), Frankfurt - Bern - New York - Paris 1989 (Verlag P. Lang), 800 Seiten, kart. sfr 117,-

Die vorliegende Monographie stellt die äußerst breit geratene Dissertation des Verfassers dar, die er 1987 an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Hamburg (Prof. T. Schramm) vorgelegt hat. Vorstufen dieser Arbeit sind während des Studiums des Autors, der jetzt in Hyderabad wirkt, am Missionsseminar der ev.-luth. Kirche in Hermannsburg entstanden. Inhaltlich geht es um den Nachweis, daß die ἀδελφός-Terminologie der echten Paulusbriefe keine formelhafte Ausdrucksweise darstellt, sondern daß Bruderschaft ein wichtiger Begriff ist, der die Sozialgestalt der Gemeinde beschreibt. Zu diesem Zweck wird zuerst das Wortfeld untersucht und anschließend nach der christologischen Begründung gefragt. In einem dritten Abschnitt kommt Bruderschaft in der Gemeinde zur Sprache und wird nach gewissen Aspekten behandelt: als Norm für das Gemeindeleben, als Bezeichnung für Sklaven und Freie, für Paulus und seine Mitarbeiter und in bezug auf die Ämter u. ä. Als neu für die Christengemeinde stellt sich sowohl die Intensität wie die Universalität der Bruderschaft und ihre christologische Begründung heraus. Die Erfahrung der Gemeinde als Bruderschaft aus Juden und Heiden, Sklaven und Freien, Männern und Frauen kontrastiert spürbar zur nichtchristlichen Umwelt.

Die Abhandlung, die die Anmerkungen leider nur im Anhang bringt, ist leicht lesbar geschrieben, wenn auch der Verfasser selber im Vorwort vermerkt, daß ihr eine Kürzung nicht geschadet hätte.

Linz

A. Fuchs

R. Gebauer, Das Gebet bei Paulus. Forschungsgeschichtliche und exegetische Studien, Gießen - Basel 1989 (TVG/Brunnen Verlag), XIV + 393 Seiten, kart. DM 39,-

Die überarbeitete, bei O. Merk an der Universität Erlangen - Nürnberg 1988 erstellte evangelische Dissertation bemüht sich um einen weiterführenden Beitrag zur Stellung und Funktion des Gebets in der primärpaulinischen Briefliteratur. Die Hälfte des Werkes nimmt ein weitgreifender, sehr detaillierter Forschungsbericht ein, der die Arbeit zum Thema seit Beginn des 19. Jh. unter den Frageperspektiven der Aufklärungs- und Liberalen Theologie, der Religionsgeschichtlichen Schule sowie seit den

20er Jahren der »biblisch-theologischen« Ausrichtung dokumentiert. So aufschlußreich dieser Teil ausfällt, bisweilen wirkt die subtile Belegpraxis fast hypertroph. Wem dient solche Genauigkeit? Eine ausführliche Zwischenbilanz sichtet den Ertrag und zeigt, daß die Forschung in vieler Hinsicht zu bleibenden und weiterführenden Ergebnissen gekommen ist. An diese schließt sich im 2. Teil der eigene exegetische Beitrag an, der sich auf ausgewählte Problemstellungen konzentriert.

Untersucht werden folgende Textpassagen: 2 Kor 12,8 (das einzige, aus spezifischem Anlaß an Christus gerichtete Gebet); 2 Kor 6,2 (Gebetserhörungen, die Paulus niemals thematisiert); Röm 7,24f (Berufung und Dankgebet als existentieller Zusammenhang); Röm 8,15f (Abbaruf in der liturgischen Gemeinde als Sonderfall des Betens); Röm 8,26f (der Sonderfall des seufzenden Geistes angesichts ausstehenden Endheils, nicht wegen defizienter Verfassung des Beters); Röm 15,30–33 (Gebet als Einladung zur Partizipation am apostolischen Wirken); Phil 1,3–11 (einleitender Gebetsbericht als Gattungselement pl. Epistolographie mit pastoraler, paränetischer und lehrhafter, insgesamt kommunikativer Funktion). Die abschließende Auswertung betont einerseits die theologische Perspektive: das Gebet »richtet sich an Gott selbst, es basiert auf dem Heilshandeln Gottes in Christus, und es geschieht in der Macht Gottes im Heiligen Geist« (211), andererseits den Sachkontext der missionarischen und ekklesialen Situation.

Einige Auswertungen wirken freilich allzu forsch und überzogen, wenn etwa als Konsequenz der Kreuzestheologie Gebet »nicht Heilssicherung, sondern nur Heilsäußerung« (vgl. 218) sein dürfe. Was dann im »Ausblick« (230–33) zu disqualifizierenden Bemerkungen gegenüber Gebet als Lernprozeß oder Verarbeitung von Erfahrung führt. Ob diese leicht triumphalistische Tonlage gegenüber einem Beten aus angefochtenem Glauben auch schon angesichts der pl. Gebetskonzeption berechtigt ist, darf wohl bezweifelt werden. Auch die Feststellung, aus dem Gemeindebezug fast aller Gebetstexte lasse sich global folgern, Paulus habe kein privates Gebet gekannt (352, Anm. 179), macht vorschnell aus dem Paulus der Briefe den ganzen Paulus! Damit hängt auch die Interpretationsprämisse zusammen, wonach für pl. Beten grundsätzlich die Gleichung: Berufung = Bekehrung gelte, also der missionarische Auftrag die existentielle Ebene völlig abdecke. So erscheint der betende (obwohl in den Briefen nur Gebets-Berichte vorkommen, wie der Verfasser öfters betont) Paulus als eine ungemein stilisierte theologische und spirituelle Autorität, hinter welcher der Mensch Paulus und dessen Beten zu schnell ausgeblendet erscheint. Trotz aller Bedenken ist es dem Verfasser doch gelungen, die zentrale Position und die Vernetzung der Gebetsthematik innerhalb des pl. Mis-

sionseinsatzes, seiner Theologie und seiner für die Gemeinden exemplarisch eingebrachten Spiritualität nachhaltig ins Bewußtsein gebracht zu haben.

Innsbruck

R. Oberforcher

Th. Schmeller, Paulus und die »Diatriben«. Eine vergleichende Stilinterpretation (NTA, 19), Münster 1987 (Verlag Aschendorff), 485 Seiten, geb. DM 98,—

Innerhalb der Forschungen zu Paulus nimmt auch die Frage einen beachtlichen Platz ein, inwieweit er als christlicher Schriftsteller, der aus dem Judentum stammte, von der weltlichen Bildung seiner Umwelt beeinflusst war, zu der er doch überzeugungsmäßig in bewußtem Gegensatz stand. Aus der sehr zahlreich gewordenen Sekundärliteratur zu dieser Frage darf hier auf die in SNTU 9 (1984) 235–237 besprochene Arbeit von M. Bünker, Briefformular und rhetorische Disposition im 1. Korintherbrief, Göttingen 1983, verwiesen werden. Um eine richtige Vergleichsgrundlage mit der diesbezüglichen heidnischen Praxis zu schaffen, wurde dort zunächst eine Charakteristik der entsprechenden Elemente der literarischen Rhetorik vorausgeschickt. Die vorliegende Arbeit von Th. Schmeller untersucht die Beziehungen des Paulus zur antiken Diatribe, also einem Stilmittel, das in der Zeit des ersten Christentums in vergleichbarer Absicht, auf die Adressaten zu wirken, reiche Anwendung gefunden hatte. Um die Verwandtschaftsbeziehungen zur antiken Praxis feststellen zu können, untersucht Sch. zunächst die Problematik der Diatribe selbst und analysiert dann ihre Stilformen anhand typischer Beispiele aus Bion, Musonius Rufus und Epiktet, woran sich dann zwecks Überprüfung der Ergebnisse noch Beobachtungen zu Teles, Dion Chrysostomus und Plutarch anschließen. Dieser Teil des Buches umfaßt 182 Seiten und bietet unter Verarbeitung der umfangreichen philologischen Sekundärliteratur eine detaillierte und weiterführende Analyse der heidnischen Vertreter der Diatribe. Prinzipiell wird hier auch festgestellt, daß der literarwissenschaftliche Terminus »Diatriben« im antiken und dem heutigen Verständnis stark differiert und daher, wenn im heutigen Sinn angewendet, entweder unter Anführungszeichen oder mit der Einschränkung »sogenannt« zu gebrauchen ist.

Die Stilforschung nun auf Paulus bezogen, begann schon im 19. Jh., konnte aber trotz intensiver philologischer Arbeit mit dem Ziel, durch Erfassung formaler Gemeinsamkeiten Einflüsse bestimmter Vorbilder nachzuzweisen, auf diesem Wege keine allseits anerkannte Genealogie des Stils der Paulusbriefe, sondern lediglich die recht allgemeine, im einzelnen aber verschieden gewertete Feststellung

sowohl eines atl.-jüdischen wie eines hellenistischen Hintergrunds erreichen. In neuerer Zeit wurde angesichts der Grenzen dieses als »traditionell« bezeichneten Ansatzes die Forderung aufgestellt, »den tatsächlichen Zusammenhang zwischen stilistischer Form, Darstellungsabsicht und inhaltlich-theologischer Aussage durchgehend bei jedem Schritt der Untersuchung zu beachten« und so »die Stiluntersuchung in den Dienst der Textinterpretation zu stellen« (J. Zmijewski, *Der Stil der paulinischen »Narrenrede«*, Köln 1978, 40). Auf diese Weise ist ein Neuansatz ausgelöst, der folgende Tendenzen aufweist: Statt mit Listen von Belegstellen ist mit zusammenhängenden Textstellen zu arbeiten; das Anliegen eines Textes ist in der Zuordnung von Gehalt und Gestalt zu untersuchen, nicht mehr in Beschränkung auf die rein formale Seite; umfassender Stilbegriff und ganzheitliche Stiluntersuchung sind gefordert. Der Stilvergleich wird erreichbar, indem man von jedem der zu vergleichenden Texte gesondert ein stilistisches Gesamtbild erstellt, das so übersichtlich strukturiert ist, daß in einem zweiten Schritt ein Vergleich mit den übrigen Gesamtbildern möglich ist. Sch. nennt es das »Relationsprinzip« (418). Dementsprechend gliedert er seine Untersuchungen (65ff), denen jeweils eine Bestimmung des »situativen Kontexts« der Stelle vorausgeschickt ist, in: 1. Gegenstände (Wissensgebiet, Richtung, Themen usw.), 2. Mittel (Wortwahl und Satzbau, Ornatus, Stilmittel im weiteren Sinn), 3. Art (logische und dialogische Struktur) und 4. Wirkung (Ton, Funktion, Ziel). Untersucht werden auf diese Weise im einzelnen die Stellen Röm 1,18–2,11; Röm 11,1–24; 1 Kor 15,29–49, und zwar unter so minutiöser Verarbeitung der Sekundärliteratur und der Kommentare, daß die Interpretation der Stellen in Hinkunft kaum an dieser Arbeit wird vorbeigehen können. Zwecks Zusammenfassung und Überprüfung der so gewonnenen Ergebnisse werden dann noch Röm 8,31–39; 1 Kor 4,6–15 und 9,1–18 herangezogen. Auf das Anliegen des Textes bezogen, wird das Zusammenspiel der konkreten einzelnen Stilelemente erkennbar, der Text als »diatribenartig« identifizierbar und eine Analogie nachweisbar. Dabei muß man mit einem Unterschied von besonders deutlichen, deutlichen und nur entfernten Analogien rechnen. Es läßt sich nun feststellen, daß sich fast alle Abschnitte mit »Diatribenstil« auf vorausgehende oder folgende Stellen im Kontext, die ein theologisches Problem darstellen oder eine Vorschrift bringen, beziehen und die theologische Belehrung oder Ermahnung zu vereindringlichen oder persönlich nahe zu bringen beabsichtigen. Im Unterschied zur »Diatriben«, die allgemein in der Antike als Ausdrucksform der Populärphilosophie durch eine bestimmte ansprechende Form einem größeren und meist recht gemischten Publikum sittliche Inhalte praktischen Lebensvollzugs vermitteln und einprägen will, stehen bei Paulus theologische Inhalte im Vordergrund, und existentieller Zuspruch christlichen Glaubensvollzugs soll mit rhetorischen Mitteln nahe gebracht werden.

Zusammenfassend läßt sich (428–437) folgendes feststellen: In antiker Terminologie ist die Diatribe eine populärphilosophische Unterart der *Dialexis*; sie kann sich sowohl aus dem philosophischen Dialog wie der rhetorischen *Epideixis* entwickelt haben, möglicherweise aber auch aus der Situation der mündlichen Moralpredigt selbst. Sie ist keine eigentliche Gattung, sondern vielgestaltig in mündlicher, dann aber auch literarischer Rede. Praxisorientiert bedient sie sich eklektizistisch der Themen der philosophischen Paränese, die sie in einer gewissen Nähe zur Alltagssprache mit rhetorischen Mitteln, Anekdoten und Zitaten anreichert, um der orientierungslos gewordenen Zeit moralische Werte einzuprägen. Ursprünglich von Wanderpredigern vorgetragen wird sie auch von regelrechten Philosophenschulen verwendet und wendet sich dann an ein gehobeneres Publikum von Laien. Was nun Paulus anlangt, so ist in keinem Fall sicher zu belegen, welche der denkbaren Erklärungen: Hellenistische oder jüdische Schulbildung, Synagogenpredigten, öffentliche Vorträge – weitgehend unabhängig von Paulus' Aufenthalt in Tarsos oder Jerusalem – entscheidend waren oder ob er selbst in Missionspredigt oder Briefteilen manche Mittel des Diatribenstils finden konnte (430). Abgesehen von den hervorgehobenen Stellen muß man aber feststellen, daß sein Stil nur schwach von der »Diatriben« geprägt ist, aber auch innerhalb ersterer sind die Gemeinsamkeiten ziemlich gering, jedenfalls solange es nicht darum geht, intellektuellen Zuspruch nahe zu bringen. Während die antike Diatribe konkrete Lebensprobleme behandelt, geht es Paulus um Probleme, die, stets theologisch argumentierend, tendenziell auf Glaubensinhalte bezogen und an entsprechende Adressaten gerichtet sind. Während die Diatribe ihre Inhalte durch allgemein bekannte exempla und anerkannte Lebensweisheiten verlebendigend ans Herz legt, arbeitet Paulus mit dem Traditionsbeweis, d. h. mit der Autorität anerkannter religiöser bzw. theologischer Sätze, um rational zu argumentieren, wenn die Sätze schwer verständlich waren oder Vorbehalte dagegen bestehen konnten (435); zugleich will er die neue Weltanschauung darlegen wie das Verhalten in der umgebenden Welt vorschreiben.

Entgegen allzu optimistischen Erwartungen über die Eruiierung der Beziehungen des Paulus zur Diatribe stehen die am Ende gezogenen Folgerungen, daß sich aus den Analogien zu dieser keine Schlüsse auf die Bildung des Paulus ziehen lassen; ferner daß er seinen Stil in seiner gesamten mündlichen Verkündigung, aber auch in seinen Briefen ausbilden konnte (431); daß im weiteren infolge des sehr verschiedenen Einsatzes von »Diatribenstil« (gegen Stowers) eine »Schultätigkeit« nicht anzunehmen ist (436). Jedenfalls geht es Paulus mehr um eine deskriptive oder präskriptive theologische Aussage, also mehr um Belehrung als um Bekehrung (436). Schließlich findet Sch., daß sein Diatribenstil in der viel diskutierten Frage nach der Herkunft der ntl. und paulinischen Paränese nicht zu verwenden ist (437) und daß

die keinem theologisch argumentierenden Abschnitt in den beiden Korintherbriefen zugehörigen Teile ursprünglich in einem anderen Briefkontext gestanden haben, der nicht vollständig in die Korintherbriefe eingearbeitet wurde (437).

Linz

F. Weißengruber

W. Schmithals, *Der Römerbrief. Ein Kommentar*, Gütersloh 1988 (Verlag G. Mohn), 583 Seiten, geb. DM 128,—

In diesem Band präsentiert Schmithals in zusammenhängender Exegese die Ergebnisse seiner Analysen des Römerbriefs, die er zum Teil schon in früheren Publikationen vorgelegt oder angedeutet hat (*Der Römerbrief als historisches Problem*, Gütersloh 1975; *Die Briefe des Paulus in ihrer ursprünglichen Form*, Zürich 1984). Der Autor geht davon aus, daß der Brief nach Rom nicht als dogmatisches Lehrschreiben mißverstanden werden darf, das gewissermaßen ein *doctrinae christianae compendium* darstelle, wie schon Melancthon meinte, oder eine Zusammenfassung des paulinischen Evangeliums biete, wie erneut im 20. Jahrhundert vertreten wird. Vielmehr ist der Doppelcharakter des Schreibens aus seiner historischen Entstehungssituation zu erkennen, wie es ja auch bereits im vergangenen Jahrhundert versucht wurde, wenn auch mit unzulänglichen Hypothesen. Für Sch. lautet die grundlegende Frage: »Wie kommt Paulus dazu, Heidenchristen gegenüber überhaupt und . . . gar derart ausführlich die Aufhebung des Gesetzes und damit der Vorzugsstellung Israels zu rechtfertigen« (35). Dazu kommt, daß der Brief in den Augen des Verfassers kein einheitliches Gebilde ist, sondern — abgesehen von 16,1–20, das man schon früh als eigenes Schreiben nach Ephesus angesehen hat — auch der literarischen Gattung nach aus zwei Teilen zusammengesetzt erscheint. Kap. 1–11 hat eher »epistolischen« Charakter, wie Deißmann künstliche Briefe bezeichnet hat, während 12–15(16) als echter Brief bezeichnet werden kann. Im zuletzt genannten Teil zeigt sich Paulus mit der Situation in Rom vertraut, dagegen ist der erste ohne Bezug zu einer Gemeinde, an die er aber ausführlich Grüße schickt und in der er dementsprechend viele Bekannte hat. So kommt Sch. zu dem Urteil, »daß der uns vorliegende Römerbrief von einem Redaktor im wesentlichen aus zwei Schreiben des Paulus nach Rom (Röm A und Röm B) zusammengefügt wurde, die ganz unterschiedliche Anlässe haben und in verschiedenen historischen Situationen wurzeln« (28). Der erwähnte Doppelcharakter erklärt sich dadurch, daß sich Paulus »mit seinem Lehrschreiben . . . an Heidenchristen (wendet), die als

gottesfürchtig vom Judentum beeinflusst, mit jüdischen Problemen vertraut, durch jüdische Ansichten gebunden und in vielen Fällen auch als Christen weiterhin in der Synagoge integriert waren, so daß prinzipiell begreiflich wird, daß er mit ihnen Fragen diskutiert, die man für jüdische Gesprächspartner voraussetzt« (39). Noch konkreter meint Sch., daß Silvanus von Paulus nach Rom geschickt wurde mit dem Auftrag, dort eine heidenchristliche Gemeinde zu gründen, und daß Röm A als Begleitschreiben mitgegeben wurde (vgl. 42f). Der spätere Brief Röm B richtet sich bereits an eine paulinische Gemeinde in Rom, um in Streitfragen bezüglich traditioneller jüdischer Bräuche (Speisen und Feiertage) eine Entscheidung zu treffen (vgl. 421f). Röm 16,1–20 schließlich ist ein Empfehlungsschreiben für Phöbe nach Ephesus, genauer an das Haus des Onesiphoros adressiert (vgl. 544–549).

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dieser Lösungsversuch zum Teil nicht weniger hypothetisch ist als verschiedene Analysen vor ihm. So attraktiv der Hinweis auf die Gottesfürchtigen als den hauptsächlichen Adressaten des Röm ist, so kritisch werden manche Leser der Beschreibung und Begründung von Brief B gegenüberstehen. Obwohl wir in den letzten Jahrzehnten sensibel geworden sind für die Möglichkeit von Briefkompositionen, kommt es sehr auf überzeugende Begründungen an. Trotz vieler interessanter Beobachtungen scheinen in dieser Hinsicht noch nicht alle Bedenken ausgeräumt. Nur nebenbei sei erwähnt, daß die S. 423 vorgestellte Ringkomposition nicht überzeugt, wenn man die großen Abstände bedenkt, die etwa zwischen den (aufeinanderfolgenden!) Schritten 15,1.5.15.14.16.30 liegen, bzw. daß man schwer folgen kann, wenn die älteste, aus 7 Briefen bestehende Paulusbriefsammlung auch 2 Thess umfaßt haben soll (29), noch dazu ohne daß W. Trilling auch nur im Register vorkommt.

Ohne Zweifel hat Sch. wieder ein sehr lesbares und diskussionsfähiges Buch geschrieben, das viele positive Anregungen vermittelt; doch dürfte er seinerseits dem Vorbehalt und den Zweifeln, die seine Hypothese schon früher erfahren hat, mehr Gewicht zumessen, um auch dort glaubwürdig zu werden, wo er dies bisher nicht erreicht hat.

Druckfehler: 16: Destination; 30: älteste; 546: zufälligen; 571: Bindemann.

W. Simonis, *Der gefangene Paulus. Die Entstehung des sogenannten Römerbriefes und anderer urchristlicher Schriften in Rom, Frankfurt - Bern - New York - Paris 1990* (Verlag P. Lang), 156 Seiten, kart. sfr 41,—

Nachdem in vergangenen Jahren sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß Kol, Eph und 2 Thess als Deuteropaulinen und die Pastoralbriefe als Tritopaulinen nicht von Paulus verfaßt wurden, und nachdem zusätzlich erkannt wurde, daß mit großer Wahrscheinlichkeit einige echte Paulusbriefe keine Briefe des Apostels sind, sondern Kombinationen aus mehreren Schreiben darstellen (2 Kor; Phil), hat sich die Analyse jetzt auch des Römerbriefes bemächtigt. Bei Simonis geht es aber nicht darum, ob Kap. 16 schon immer zu Röm gehörte oder etwa ein Schreiben nach Ephesus darstellt, sondern darum, daß Paulus gar keinen Brief nach Rom geschrieben habe. Während seiner Gefangenschaft in Rom hat er zwar eine Schrift verfaßt, deren größter Teil in Röm 1,18–11,35 vorliegt, aber zu einem Brief wurde dieses Schreiben erst später in einem dreistufigen Prozeß umgeformt. Als es um 90 Streitigkeiten zwischen den Juden- und Heidenchristen im Rom über Speisevorschriften und Sabbatgebote gab, ergänzte der erste Redaktor jene Teile, in denen die Heidenchristen zur Achtung der Judenchristen aufgefordert werden. Die Schrift des Paulus wurde dazu an beiden Enden gekürzt, und rückwärts 12, vorne 2 neue Blätter angefügt (Röm 1,1–17 bzw. Röm 12,1–21; 13,8–15,33; 16,25–27.21–24). Die zweite Redaktion erfolgte im Zuge der Auseinandersetzung der römischen Gemeinde mit Markion. Nach dem Ausschluß dieses Häretikers aus der römischen Gemeinde im Juli des Jahres 144 fügte der Bearbeiter in der zweiten Hälfte des Jahres Röm 13,1–7 als eigenes Blatt und 16,17–20 als ausdrückliche Reaktion auf Markion ein, um »die Obergkeitstreue der christlichen Gemeinde (zu) dokumentieren« (79). Vielleicht um 150 wurde schließlich Röm 16,1–16 eingefügt und der Schluß verändert. Als Kriterium dieser Scheidung in echt und deuteropaulinisch dient dem Verfasser die Beobachtung oder Annahme, daß »aus Dt-Röm . . . eine andere theologische Sicht als aus den echten Paulinen (spricht); und vor allem eine praktische Absicht, die mit den Überzeugungen und Vorstellungen Pauli nicht vereinbar ist« (21). Zum Nachweis werden jene dt-röm Abschnitte angeführt und interpretiert, die am offenkundigsten von den echten Briefen abweichen. Aufgrund von theologischer Verwandtschaft kommt Simonis auch zu dem Schluß, daß neben Apg und 1 Clem, was schon bisher teilweise vertreten wurde, auch »die sogenannten Gefangenschaftsbriefe, das Kapitel 5 von 1 Thess, 2 Thess sowie der sogenannte Jakobusbrief und 1 Petr in Rom verfaßt wurden« (89). Bezüglich der frühchristlichen Pseudepigraphie meint S., daß überall dort, wo der Verfasser fiktiv ist, es auch der Adressat seit. »Als wirk-

lich intendierter Adressat des Fälschers ist seine eigene Gemeinde anzusehen« (91). Abgesehen davon, daß »Fälscher« sicher der falsche Begriff für das verbreitete Phänomen der Pseudepigraphie ist, kann man dem Verfasser kaum mangelnden Mut zu Hypothesen vorwerfen. Obwohl Spekulation genauer Beobachtung dienlich sein kann, sind die Urteile des Verfassers oft sehr subjektiv und müßten philologisch und theologisch viel stärker abgesichert werden, um für so weittragende Hypothesen tragfähig zu sein. Mit dem Inhalt des Buches hat der Haupttitel (Der gefangene Paulus) wenig zu tun.

Linz

A. Fuchs

G. Sellin, Der Streit um die Auferstehung der Toten. Eine religionsgeschichtliche und exegetische Untersuchung von 1 Korinther 15 (FRLANT, 138), Göttingen 1986 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 337 Seiten, geb. DM 108,—

Die 1981 der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster vorgelegte, nunmehr überarbeitete Habilitationsschrift hat die Auseinandersetzung des Paulus mit der korinthischen Anschauung »Es gibt keine Auferstehung der Toten« (1 Kor 15,12) zum Thema. Da sich der früher gegebene Hinweis auf einen allgemeinen Synkretismus bzw. »die« Gnosis als voreilig und zu eng erwiesen hat, wird die Vorgeschichte der Frage und ihr religionsgeschichtlicher und theologischer Hintergrund anhand des Quellenmaterials neu untersucht. Dabei zeigt sich, daß die entscheidende Grundlage vielmehr in der hellenistisch-jüdischen Theologie zu suchen ist, deren bedeutendster Repräsentant für uns der jüdische Religionsphilosoph Philo ist. Seiner Lehre ist eine eingehende Darstellung gewidmet, die einen eigenen monographischen Block bildet und einen über unser Einzelproblem hinausgehenden Zugang zu seinem Denken liefern kann. Der Gang von Sellins Untersuchung erweist die Notwendigkeit, die Grundgedanken Philos, deren Wirkung auf die Entwicklung christlichen Denkens kaum überschätzt werden kann, ausführlich zu erörtern, um die Rolle, die sie für den Standpunkt der Korinther spielen, zu verstehen. Zwar ist die alexandrinisch-jüdische Weisheit als »Mutter« des späteren Gnostizismus anzusehen; es zeigt sich aber, daß die dualistische Entwertung von Kosmos und Leib keineswegs auch den Gottesgedanken und das Schöpfungsmotiv erfaßt hatte. »Vielmehr ist bei Philo der Kosmos selbst Ausdruck der Güte Gottes, nicht aber mißglücktes Produkt eines gefallenen Pneuma-Wesens«. Von dem absolut transzendent gedachten Gott vermittelt der Logos zur materiellen Schöpfung.

Da die Entwicklung des alexandrinisch-jüdischen Gedankengutes zum echten Gnostizismus wahrscheinlich durch den alexandrinischen Mittelplatonismus, der unter starkem Einfluß des Neupythagoreismus mit seiner schroffen Gegensätzlichkeit von Materie und Pneuma steht, erfolgte, wird der natürliche Mensch als ein Stück Welt gefaßt, ist daher vergänglich, und zwar betrifft diese Vergänglichkeit in anthropologischem Dualismus Leib und Seele. Erst die Inspiration des transzendenten Weisheitspneumas macht den Menschen zum unsterblichen Wesen. Dann ist der Leib nichts anderes als eine lästige Fessel der pneumatischen Seele. Er muß mit dem Tode endgültig vergehen, um den Weg der unsterblichen Seele zur Erlösung frei zu machen. Der widergöttliche Charakter der durch einen Fall entstandenen Welt ist den Korinthern vielleicht durch Apollon vermittelt. Bei Philo ist der Leib negativ als Gehäuse, Kerker, Sarg der Seele gewertet. Die Scheidung von sterblicher irdischer und unsterblicher geistlicher Existenz im natürlichen Menschen, platonisch gesprochen von Werden und Sein, ist der Grund für die Ablehnung der Lehre des Paulus von der leiblichen Auferstehung. Insofern Philo vorwiegend Philosoph ist, hat fast alles bei ihm irgendwelche Wurzeln in Lehren der Philosophenschulen, durchaus in der synkretistischen Form der allgemeinen Zeitrichtung. Aber er steht selbst in einer schon vorgegebenen Tradition der Exegese des Alten Testaments, einer Weisheitsschule. Auf deren Grundlage entwickelt sich sowohl der Begriff »pneuma zoopoion«, des die Welt und zugleich den Menschen belebenden Pneumas, des ihm verliehenen Gottesgeistes, als auch die Gegenüberstellung des ersten Menschen (Adam) mit dem »letzten« Menschen (Christus) und die von »psychikos« und »pneumatikos« (natürlichem und pneumatischem Leben). Insofern Gottes »zoopoiein« die Welterhaltung bedeutet, liegt dem die stoische Konzeption der Gottheit als des die Welt durchwirkenden belebenden Prinzips – Pneuma, Logos oder Dynamis genannt – zugrunde. Das stoische Pneuma ist die Kraft, die alle Elemente bindet und »die Welt im Innersten zusammenhält«. Damit ist jedoch nichts über deren Schöpfung ausgesagt.

Demgegenüber kann Paulus lehren: Wie Gott Christus auferweckt hat, so wird er auch uns Christen auferwecken; denn auch der Leib ist der Ewigkeit würdig, weil er zum Wesen der Person gehört, weil der Mensch durch ihn zum Glied der Gemeinschaft wird, weil der Leib nicht mehr Kerker, sondern Tempel des transzendenten Pneumas und der Mensch eigentlich Christi Eigentum ist (daher auch die unbedingte Pflicht seiner Reinerhaltung). Dadurch erhält ja der leibliche Wandel erst seine Bedeutung.

Daß der Ursprung der korinthischen Position nicht eine Gnosis (bzw. eine korinthische Gnosis), »die so früh nirgends zu belegen ist«, sein kann, geht daraus

hervor, daß der Gott der Schöpfung nicht zum abgefallenen Demiurgen geworden und damit die Schöpfung selbst nicht widergöttlich ist.

Nun zeigt aber der korinthische Standpunkt, daß schon ziemlich früh im Christentum den Gnostizismus vorbereitende Gedanken mit angelegt sind, wozu zu bedenken ist, daß die Richtung auf die Gnosis hin in der Frühzeit zwischen Häresie und Orthodoxie schwanken konnte, weil beide noch nicht definitiv (und definitiv) getrennt und zu trennen waren. Die Entwicklung kann man sich — was Sellin vorsichtig als Hypothese deklariert — so vorstellen: Aus der Wurzel der dualistischen weisheitlichen Anthropologie gehen zwei Zweige hervor: auf der einen Seite entsteht im Bereich des hellenistischen Judentums eine jüdische, aber sich vom Judentum emanzipierende Gnosis, auf der anderen Seite bildet sich der christliche Gnostizismus des 2. Jahrhunderts aus, der sich gerade eben auf Paulus beruft und nicht auf die Korinther. Dennoch aber ist eine direkte oder indirekte Beeinflussung wirksam. Der ausgeprägte christliche Gnostizismus aber manifestiert einen deutlichen Bruch in der (gleichwohl wirksamen) Kontinuität des hellenistisch-jüdischen Dualismus.

Linz

F. Weißengruber

Th. Zahn. Der Brief des Paulus an die Galater. Mit einem Geleitwort von M. Hengel, Nachdruck der 3. Auflage Leipzig - Erlangen 1922, Wuppertal -Zürich 1990 (TVG Verlag R. Brockhaus und Brunnen), VII + 301 Seiten, geb. DM 68,—

Diesem Nachdruck liegt die dritte, von F. Hauck durchgesehene Auflage von 1922 zugrunde. Wie die übrigen Kommentare des Verfassers zeichnet sich auch dieser aus durch gründliche Kenntnis der antiken Literatur und der lateinischen und griechischen christlichen Schriftsteller. Von dieser allgemeinen Charakteristik abgesehen ist für die Galater-Erklärung Zahns kennzeichnend, daß der Verfasser die südgalatische Theorie vertritt und sie in der Einleitung mit zahlreichen Argumenten intensiv verteidigt, intensiver als man es bei vielen späteren Exegeten finden kann. Für Zahn ist Gal der älteste echte Paulusbrief. Wenn man in der heutigen Exegese stärkeres Gewicht auf die theologischen Aussagen des Briefes legt, kann die Betonung des Historisch-Philologischen durch Zahn doch vor Oberflächlichkeit und einer zu weit vom Text entfernten Interpretation warnen. Nicht nur als Dokument

der Exegese-geschichte, sondern wegen seiner offenkundigen Information ist der Neudruck des Bandes sehr zu begrüßen.

Linz

A. Fuchs

M. Gielen, *Tradition und Theologie neutestamentlicher Haustafelethik. Ein Beitrag zur Frage einer christlichen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen* (BBB, 75), Frankfurt 1990 (Verlag A. Hain), XV+600 Seiten, geb. DM 138,-

Diese eindrucksvolle Dissertation (Bonn 1988, H. Merklein) hat sich die Interpretation schwieriger, heute oft anstößiger Texte des NT zum Thema gesetzt. »Die als Haustafeln bekannten Texte des Kolosser-, Epheser- und 1. Petrusbriefes, die die Gestaltung der grundlegenden zwischenmenschlichen Beziehungen im Haus regeln wollen, stoßen heute nicht selten auf Unverständnis. Ihre beständige Aufrufe an die sozial schwächeren Gruppen zu Unterordnung und Gehorsam bereiten modernen Rezipienten Unbehagen und verleiten bisweilen dazu, christliche Ethik als Anpassungs- oder Unterordnungsethik zu disqualifizieren« (II). Die Autorin weist in ihrer umfangreichen und methodisch sehr umsichtigen Arbeit nach, daß die ntl. Haustafeln nur auf dem Hintergrund ihrer Entstehung und des damaligen sozialen Umfelds richtig verstanden werden können und nur unter dieser Voraussetzung Bleibendes von Zeitbedingtem getrennt werden kann. Als maßgeblich stellt sich heraus, daß die Haustafelethik stark von der popularphilosophischen Oikonomik beeinflusst ist, wenn diese auch von christlicher Sicht aus akzentuiert und verändert wird. In der außer- und vorchristlichen Literatur finden sich »Oikonomiktraktate, die sich an den *Hausherrn* wenden und ihm Empfehlungen für eine optimale Führung des antiken Hauses als eines komplexen Sozial- und Wirtschaftsgefüges geben, die die Gestaltung der grundlegenden zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen Mann und Frau, Vater und Kinder(n) sowie Herren und Sklaven einschließen« (546). Gielen legt dar, daß »das Konzept der Oikonomik nicht das einzige zeitgenössische Konzept für die Gestaltung vor allem der grundlegenden Relationen im Haus ist, sondern sich als maßvolle Stellungnahme zwischen liberaleren Vorstellungen, die emanzipatorischen Tendenzen insbesondere der Frauen entgegenkamen, und restaurativen Bestrebungen, die demgegenüber die patriarchalische Stellung des Mannes und Hausherrn stützen wollten, zu erkennen gibt« (546f). Die Wahl dieses Konzepts gegenüber anderen stellt sich somit als »Ergebnis einer innergemeindlich geführten Diskussion« heraus (547), die durch die Existenz

der Gemeinden als Hausgemeinden bedingt ist. Der christliche Akzent liegt darin, daß das patriarchalisch ausgerichtete Oikonomikkonzept überhöht wird durch die Gleichstellung aller Christen Christus gegenüber, die eine Gleichstellung untereinander impliziert. Während Kol 3,18–4,1 und Eph 5,21.22–6,9 dies innerhalb der Gemeinde anwenden, erweitert 1 Petr 2,11f.13–3,6(7) die Mahnung auf den Bereich Christen und staatliche Autoritäten. Deutlich kommt in der Arbeit der zeitbedingte Kompromißcharakter der ethischen Empfehlungen ans Licht, der auch die Möglichkeit und die Pflicht einer Neufassung unter den wesentlich veränderten Bedingungen unserer heutigen Gesellschaftsverhältnisse unterstreicht. Insgesamt scheint diese Abhandlung ein wirkliches Verständnis der »veralteten« Haustafeltexte zu ermöglichen und durch ihre vorsichtigen, von aller klassenkämpferischen und zwanghaft emanzipatorischen Mentalität weit entfernten Hermeneutik einen Weg aus einem exegetischen Engpaß zu zeigen. Das Buch ist nicht nur für ntl. Bibliker, sondern auch für privates Studium empfehlenswert.

Linz

A. Fuchs

E. Gräßer, *An die Hebräer* (EKK, 17/1), Zürich - Braunschweig / Neukirchen - Vluyn 1990 (Benzinger/Neukirchener Verlag), X+388 Seiten, kart. DM 132,—

Der Verfasser hat im Vorwort und in der Einleitung — als erfreuliche Orientierung für den Leser — sehr deutlich gemacht, unter welchen Voraussetzungen der Kommentar geschrieben ist und in welcher Weise der Autor die Grundlinien des Hebr sieht und interpretiert. Was sein eigenes Werk betrifft, weist Gräßer darauf hin, daß er die Literatur in hohem Maß für die Erklärung heranzieht, und davon besonders die ältere, vor allem F. Bleek, einen seiner Vorgänger in Bonn, der einen dreibändigen Kommentar zum Hebr hinterlassen hat (1828–1840). In der konkreten Erklärung des Hebr ist es die Absicht des Verfassers, einen betont theologischen Kommentar zu schreiben, wenn diese Exegese auch durch die traditionsgeschichtlichen und religionsgeschichtlichen Zusammenhänge untermauert wird, die im Text wie in den Anmerkungen reichlich zutage treten. Was den Brief selber angeht, so charakterisiert ihn G. als »Mahnrede«, mit der der unbekannte Verfasser »einer von langer Glaubenswanderschaft müde und verzagt gewordenen Christenheit Mut zum Durchhalten machen« wollte (VIII). Dieses Unternehmen wird nicht wie bei anderen frühchristlichen Schriftstellern durch Insistieren auf der alten Tradition und ihre ständige Wiederholung erreicht, sondern durch neue theologische Durchdringung und Verarbeitung, die den Hohenpriester Christus als Ende des atl. Heils-

weges darstellt. Das Postskript Hebr 13,22–25 stammt dabei »von fremder Hand« und »(soll) dem frühchristlichen Schreiben paulinische Dignität sichern« (18), um ihm auf diese Weise auch den Weg in den ntl. Kanon zu ebnet. Als Verfasser kommt eine Reihe von Personen in Frage, ohne daß eine nähere Entscheidung getroffen werden kann. Jedenfalls ist er aber mit der literarischen Rhetorik, Schriftexegese und Philosophie, wie sie in jüdischen Kreisen Alexandriens und Roms betrieben wurde, sehr vertraut. Mit seiner theologischen Leistung steht er neben Paulus und Johannes, auch wenn er völlig hinter sein Werk zurücktritt. Nach Meinung Gräfers »leistet der Hebräerbriefautor für die Frage des alttestamentlichen Kults das, was Paulus für die Frage des alttestamentlichen Gesetzes geleistet hat: Als heilskonstituierender Faktor kommt er nicht mehr in Betracht« (25). Hervorzuheben sind die ausführlichen Literaturangaben am Beginn eines jeden Abschnitts, die mit Text, Analyse, Einzelexegese und Zusammenfassung eine sehr klare und durchschaubare Ordnung aufweisen. Abgesehen vom nicht gerade mäßigen Preis empfiehlt sich dieser religionswissenschaftlich und theologisch gründliche Kommentar als Wegweiser in eine ntl. Schrift, die in Exegese und praktischer Bibellesung viel zu wenig bekannt ist.

Linz

A. Fuchs

S. Ruager, Hebräerbrief (Bibelkommentar, 22), Neuhausen - Stuttgart 1987 (Verlag Hänssler), 298 Seiten, geb. DM 34,80

Ohne aufgrund ihrer praktischen Zielsetzung für Bibelleser den wissenschaftlichen Apparat zum Hebr zu bemühen, steht diese Erklärung des Hebr auf solidem Grund. In der Einleitung wird der eigenartige Charakter dieses Schreibens hervorgehoben, dessen Verfasser unbekannt ist. Nur soviel entnimmt R. dem Brief, daß er um 65 geschrieben sein dürfte, da die Zerstörung des Tempels nicht erwähnt wird, was bei einem Inhalt, der so viel mit Altem Testament und Kult zu tun hat, sonst auffällig wäre. Die Leser findet der Verfasser in einer Gemeinde, die geistig ermüdet ist und in Gefahr steht, wieder in das Judentum zurückzusinken, da die Parusie ausgeblieben ist und die Isolierung vom Judentum wie andererseits von der heidnischen Welt zur Last wird. Der Kommentar ist geeignet, den Text des Hebr wie den atl. Hintergrund lebendig werden zu lassen, und erweist sich als brauchbare Einführung innerhalb des gesetzten Rahmens.

Linz

A. Fuchs

J.-W. Taeger, Johannesapokalypse und johanneischer Kreis. Versuch einer traditionsgeschichtlichen Ortsbestimmung am Paradigma der Lebenswasser-Thematik (BZNW, 51), Berlin 1988 (Verlag W. de Gruyter), 236 Seiten, geb. DM 96,—

Der Vf. behandelt in seiner Habilitationsschrift (Ev. Theol. Münster, 1986) die in der Forschung lange vernachlässigte Frage nach dem Verhältnis der Apokalypse zu den anderen unter dem Namen Johannes überlieferten Schriften. Nach einer forschungsgeschichtlichen Einleitung wählt der Vf. die Lebenswasser-Worte (Joh 4,10.13f; 7,37–39; Apk 7,16f; 21,6; 22,1.17), um die Theologiegeschichte innerhalb des johanneischen Kreises zu erhellen. Er lehnt geläufige traditionsgeschichtliche Erklärungsversuche ab, wonach die Apk hier ein älteres Überlieferungsstadium bewahrt habe. Das Ergebnis seiner Exegesen lautet: »Die Apk bezeugt nicht die Vor-, sondern die Nachgeschichte der johanneischen Worte« (118). Als Beleg für diese These gilt dem Vf. besonders die Verbindung von präsentischer und futurischer Eschatologie in den Lebenswasser-Worten des Sehers, die auf einen Zusammenhang zwischen einer Redaktionsstufe des Evangeliums und der Apokalypse hinweist. Die deuterojohanneische Zweistufen-Eschatologie mit ihrer futurischen Ausrichtung (vgl. Joh 5,28f; 6,39.40.44.54; 12,48; 1 Joh) und die Apokalypse treffen sich in einer Konzeption, »die den innerhalb der johanneischen Tradition vorgegebenen Gegenwartsaspekt des Lebens um den Zukunftsaspekt erweitert und beide miteinander verknüpft« (133). Verbindungslinien unterschiedlicher Intensität zwischen der Apokalypse und dem deuterojohanneischen Denken (Redaktion des Johannesevangeliums, Johannesbriefe) liegen nach Ansicht des Vf. auch innerhalb der Gerichtsvorstellung, der Antichrist-Vorstellung, der Logosmotivik und der Siegesthematik vor. Der Vf. bezieht die Apokalypse in den johanneischen Kreis ein, stuft sie aber nicht als proto- oder deuterojohanneisch ein, sondern »— unter Berücksichtigung der in der Apk verstärkt fortgeführten Entwicklung — als tritojohanneisch« (207).

Zunächst sollte gewürdigt werden, daß der Vf. überhaupt die lange Zeit als geklärt geltende Frage des Verhältnisses der Johannesapokalypse zum Johannesevangelium und den Johannesbriefen neu aufgegriffen hat. Die Exegesen zeichnen sich durch Präzision aus, die Argumentation ist ausgewogen und innerhalb ihrer Prämissen durchaus folgerichtig, die Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur kenntnisreich und fair. Allerdings müssen zwei gravierende Einwände gegen Taegers Thesen geltend gemacht werden: 1. Die Textbasis der Untersuchung ist überaus schmal, als Begründung für eine derart weitgehende These reicht sie nicht aus. 2.

Taegers Argumentation ist nur plausibel, wenn man ihre Voraussetzungen akzeptiert. Diese Voraussetzungen orientieren sich faktisch an R. Bultmanns Erklärungsmodell zum Johannesevangelium. Es stellt sich aber gerade die Frage, ob die futurisch-eschatologischen Aussagen im Johannesevangelium auf eine deuterojohanneische Redaktionsstufe hinweisen, oder ob sie nicht in die theologische Konzeption des Evangelisten integrierbar sind. Die gesamte These Taegers beruht deshalb auf anfechtbaren Voraussetzungen.

Erlangen

U. Schnelle

G. Theißen, Lokalkolorit und Zeitgeschichte in den Evangelien. Ein Beitrag zur Geschichte der synoptischen Tradition (NTOA, 8), Freiburg - Göttingen 1989 (Universitätsverlag/Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 333 Seiten, geb. sfr 84,—

Dieses neue Buch Theißens, das zum Teil auf ältere Aufsätze zurückgreifen kann, versteht sich gemäß Vorwort und Einleitung als neuer methodischer Beitrag zur ntl. Wissenschaft. Wenn die synchrone, auf kohärente Texte und ihren Sinn ausgerichtete Methode auch ihre Berechtigung hat, bedarf sie doch der historischen Absicherung, wenn ihre Resultate nicht beliebig werden sollen. Die vom Verfasser hier vorgestellte methodische Suche nach lokalem Kolorit und genauer chronologischer Einordnung einzelner Texte soll ein Beitrag sein, der dem genannten Anliegen dient und die Arbeitsmittel der Exegeten erweitert.

Konkret zerfällt das Buch in drei Teile. Im ersten Abschnitt werden kleine Einheiten, Logien und Perikopen, untersucht; im zweiten Teil Mk 13 und die Passionsgeschichte; und schließlich die Logienschrift als ganze und die synoptischen Evangelien. Das Wort vom schwankenden Schilfrohr Mt 11,7 bringt Th. mit einer entsprechenden Münzdarstellung des Herodes Antipas in Zusammenhang und sieht in dem Logion eine verdeckte Beschreibung des Tetrarchen, sodaß das Lokalkolorit des Wortes sein Verständnis ermöglichen würde. Ähnlich wird die Erzählung von der Syrophönizierin Mk 7,24–30 mit der Feindschaft zwischen Juden und Heiden in den Grenzgebieten von Tyrus und Sidon illustriert (»Laßt zuerst die armen Leute im jüdischen Hinterland satt werden«, 79) und die Perikope vom Tod Johannes des Täufers Mk 6,17–29 aus »herodäerfeindlicher Nachbarschaftsperspektive« (102) erläutert. Die genannten Stücke verraten aufgrund ihres Kolorits somit palästinischen bzw. galiläischen Ursprung.

Kap. 13 bei Mk sieht Th. in enger Verbindung mit dem bevorstehenden Krieg, der Palästina und besonders Jerusalem drohte, weil der Kaiser Gaius Caligula »mit militärischer Gewalt den Jerusalemer Tempel in ein Heiligtum des Zeus Epiphanes Gaius« (149) umwandeln wollte und der syrische Legat P. Petronius bereits mit zwei Legionen unterwegs war. Da sich viele Details auf diesen Kriegszug und die Situation Palästinas in den Jahren davor beziehen lassen, sieht Th. die Abfassung der synoptischen Apokalypse im Jahr 40, als die Christen noch »eine kleine Gruppe im Judentum waren« (175). Für die Passionsgeschichte erschließt der Verfasser aufgrund »der Vertrautheit mit Personen und Geschehnissen«, die Mk wiederholt voraussetzt, ebenfalls eine Entstehung in diesem Zeitraum. Näherhin dürfte sie »unter dem Eindruck der Verfolgungen in der Regierungszeit Agrippa I. (41–44 n. Chr.) nach der Caligulakrise« (210) entstanden sein, als Jakobus hingerichtet wurde und Petrus vor dem gleichen Schicksal stand (Apg 12). Und zwar brauchte die Gemeinde diese »Erinnerung, um ihre eigenen Konflikte mit der Umwelt zu verarbeiten« (aaO.). Damit wäre nachgewiesen, was für die Verlässlichkeit der Evangelientradition von nicht geringer Bedeutung wäre, daß »schon in der Mitte des 1. Jahrhunderts – seit 40 n. Chr. – ... der Schritt von kleinen zu großen Einheiten vollzogen (wurde)« (210).

Im dritten Teil wendet sich Th. der Versuchungsgeschichte zu, die er wegen ihrer Eigenart und Stellung »als Ausdruck der letzten Redaktion der Spruchsammlung« (215) auffassen möchte. Nach Meinung des Autors spiegelt sich in Satan und seinem dreifachen Anerbieten an Jesus die dämonische Gestalt des Kaisers Gaius Caligula wider, der in seiner Selbstvergötterung zur ungeheuren Bedrängnis für Palästina und für die Christen wird. Er führt »die Proskynese demonstrativ ins Hofzeremoniell ein« (219), »(setzt) in seiner kurzen Regierungszeit sechs Könige im Osten (ein)« (223) und stellt seinen Kult an die Stelle des jüdischen Monotheismus, was den drei Szenen der Versuchung entspricht. Weil auch das Bild der Pharisäer in Q mit der Zeit nach 40 übereinstimmt (244), setzt Th. diese zweite Phase der synoptischen Traditionsbildung »zwischen 40–55 n. Chr.« (246, vgl. 294) an. Die Evangelien sind nach der Zerstörung Jerusalems und alle außerhalb Palästinas geschrieben. Milieukolorit und geographische Angaben plädieren beim MkEv für Syrien; das MtEv »schaut eher aus östlicher Richtung auf Palästina«, ... »das LkEv nimmt dagegen eindeutig eine Westperspektive ein« (270). Mk schreibt sein »Evangelium unter dem Eindruck der Tempelzerstörung«, »das Mt- und Lk-Evangelium sind dagegen Zeugen einer wachsenden Distanz zum Krieg« (305). – Es ist keine Frage, daß Th. mit diesem Buch einen neuen »Beitrag zur Geschichte der synoptischen Tradition« (Untertitel) geleistet hat, der in den Resultaten wie in seiner grundsätzlichen Methode zu beachten sein wird.

Diese Beurteilung kann nicht verhindern, daß einzelne Thesen in doppeltem Sinn »fragwürdig« bleiben; z. B. die Annahme, bei dem Todesbeschuß des Synhedriums handle es sich um eine Rückprojektion aus der Zeit des Agrippa (vgl. 205) bzw. die Meinung, daß die Christen nach der Caligulakrise das Tempellogeion Jesu mit zweifelhaften Gründen entschärft hätten (vgl. 206f). Außerdem ist das Urteil von J. Wellhausen, Q biete gegenüber Mk die jüngere Fassung, nicht schon mit dem summarischen Hinweis darauf abgetan, ein anderer Autor, nämlich R. Laufen, verrete die entgegengesetzte Meinung (vgl. 231f), noch dazu, wo die Voraussetzungen Laufens in seiner Arbeit wiederholt methodisch unhaltbar sind (vgl. SNTU 5 [1980] 169–175). An der prinzipiellen Berechtigung der Methode Theißens können solche Einwände aber nicht rütteln.

Druckfehler: 49: Mt 11,20–24; 60: Analysen; 74 und 311 évêque; 116: darstellen; 277: Okzident; 314: San Antonio (statt Dublin). J. A. T. Robinson, Redating . . . gibt es deutsch: Wann entstand das Neue Testament? Paderborn - Wuppertal 1986.

Linz

A. Fuchs

F. Herrenbrück, Jesus und die Zöllner. Historische und neutestamentlich-exegetische Untersuchungen (WUNT, 2/41), Tübingen 1990 (Verlag J. C. B. Mohr), 380 Seiten, kart. DM 114,–

Die 1979 eingereichte, nunmehr in erweiterter Fassung vorliegende Dissertation verfolgt das Ziel, das infolge unreflektierter Übernahme wirtschafts- und sprachgeschichtlich überholter Vorstellungen noch weitgehend falsche Zöllnerverständnis zu korrigieren. Während noch Th. Mommsen den (klassisch)griechischen *telones* dem römischen *portitor* und dem römischen *publicanus* den griechischen *demosiones* gleichsetzte, haben die Forschungen von U. Wilken, M. Rostovtzeff und H. C. Youtie anhand des papyrologischen Materials gezeigt, daß sich von Ägypten aus, das unter den Ptolemäern auch in Palästina die Abgabepacht einfuhrte, die Verhältnisse daselbst am besten erklären lassen. In Ägypten trifft man sowohl während der ptolemäischen wie der römischen Zeit ausschließlich die hellenistische Kleinpacht an, jedenfalls keine römischen *publicani*. Damit ändert sich die Zuordnung des synoptischen *telones* wesentlich, was besonders zu beachten ist, wenn Bezeichnungen für den hellenistischen Kleinpächter und den römischen Großsteuerpächter synonym anzutreffen sind. Zur Unterscheidung von letzterem

wird für *telones* die Bezeichnung »Abgabepächter« vorgeschlagen, zumal dieser weder Beamter noch Staatspächter war, sondern beliehener Unternehmer. Die Übersetzung mit »Zöllner« ist hinsichtlich des ntl. Sprachgebrauchs nur in Ausnahmefällen geeignet (226). Wichtig ist das Abgabenkaufen (*tele-oneomai*: kaufen, pachten), weshalb der *telones* reich gewesen sein muß und einer ökonomisch gehobenen Schicht angehörte. Die detaillierte Darstellung der antiken Quellen wie der zahlreichen Sekundärliteratur zur Funktion des *telones* in Griechenland, in der römischen Steuerpacht und in Ägypten mag, da sie zwei Drittel des Buches umfaßt, zunächst wie eine kleine Monographie erscheinen, erweist sich aber zur Beweisführung für das folgende als unerlässlich.

Der zweite Teil des Buches bespricht dann exegetisch alle Stellen, in denen *telones* in der synoptischen Überlieferung erwähnt wird, um zu sehen, welche Rolle dieser innerhalb der Wirksamkeit Jesu spielt. Hier handelt es sich besonders um Vorwürfe gegen Christus wegen seines Verhaltens gegenüber Menschen, die religiös und soziologisch abgewertet, ja als Sünder subsumiert werden. Gestützt auf die Untersuchung von M. N. Ebertz (Das Charisma des Gekreuzigten. Zur Soziologie der Jesusbewegung, Tübingen 1987) findet H. die Ursache für die Vorwürfe gegen die *telonai* in dem Bestreben der Pharisäer und Schriftgelehrten, sich nicht nur geistig, sondern auch politisch innerhalb heftiger innerjüdischer Kämpfe um religiöse Kompetenz zu profilieren: Sie betrieben in dem Bewußtsein ihrer Sonderstellung und dem daraus abgeleiteten Herrschaftsanspruch die Abschottung gegen die heidnische Umwelt, aber auch die Distanzierung von der breiten Masse der jüdischen Bevölkerung, die ihren verschärften religiös-legalistischen Ansprüchen indifferent, defensiv oder unwissend gegenüberstand. Diese Leute wurden moralisch verurteilt, als gottlos verachtet (fehlende religiöse Bildung wurde als Schuld vor Gott dargestellt) und als Außenseiter diskriminiert, ja als Halbheiden abgestempelt. Unter diesen standen nun die »Zöllner« sozial wie religiös in geringem Ansehen. Das erklärt die Zusammenstellung in dem Wort »Zöllner und Sünder«. Um die Ablehnung der Zöllner richtig einzuschätzen, ist aber zu bedenken, daß die gegen sie erhobenen Klagen nicht objektiv sein müssen, besonders aber, daß sie einerseits einer Zwangshaftung für den Steuerbetrag unterlagen, andererseits daß die Steuerpflichtigen versuchten, ihre Steuerpflicht zu unterlaufen, sodaß die Zöllner aus diesem Grund oder in wirtschaftlich schwierigen Zeiten zu härteren Maßnahmen greifen mußten – womit die zahlreichen Fälle von tatsächlichen Übergriffen nicht geleugnet werden können. Ferner liegt der Geringschätzung eine immer noch wirksame aristokratische Wertvorstellung gegen berufsmäßigen Gelderwerb zugrunde, die in die religionsgesetzliche Diffamierung fehlender levitischer Reinheit (bis zur Forderung der Berufsaufgabe) hineinwirkt. Der Sendungsauftrag Jesu involviert die Berufung auch

aller sozialen Randgruppen, deren Tischgemeinschaft ihm zur Last gelegt und von seinen zelotischen Gegnern als willkommenes Argument gegen ihn verwendet wird.

Linz

F. Weißengruber

E. Hurth, *In His Name. Comparative Studies in the Quest for the Historical Jesus: Life of Jesus Research in Germany and America* (EH, 23/367), Frankfurt - Bern - New York - Paris 1989 (Verlag P. Lang), 336 Seiten, kart. sfr 75,—

Die in Wiesbaden geborene Verfasserin hat durch Studien in röm.-kath. Theologie und deutscher und amerikanischer Literatur in Mainz und den Abschluß ihrer Studien an der Universität Boston (1988) für die vorliegende, aus ihrer Dissertation hervorgegangene Arbeit beste wissenschaftliche Voraussetzungen geschaffen. Unter Beschränkung auf die Entwicklung der Leben-Jesu-Forschung in Amerika, die zunächst ganz unter dem Einfluß Deutschlands (Friedrich Schleiermacher, *Der christliche Glaube*, 1821; David Friedrich Strauß, *Das Leben Jesu*, 1836; Albert Schweitzer, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, 1906 und die Folgen) stand und sich immer wieder darauf bezieht, wird hier ein detaillierter und kritischer Bericht über die dortige stupende und bei uns wohl weniger bekannte Forschungstätigkeit zu diesem Thema vorgelegt. Angesichts der Fülle des gezeitigten Schrifttums ist es unmöglich, auch nur auf die wichtigsten Erscheinungen im einzelnen einzugehen. Es muß aber betont werden, daß deren knappe und treffende Charakterisierung durch H. ein Spektrum der verschiedenen, sich in ihnen manifestierenden Gesichtspunkte vor Augen führt und damit die prinzipiellen Probleme um die historische Greifbarkeit der Person Jesu, die Verlässlichkeit des Bildes, das wir uns von ihm machen, ja sogar dessen Möglichkeit, die von seiten historischer Kritik an den Evangelienberichten angezweifelt wurde, zeigt; denn die Grundtatsachen des Lebens Jesu sind schon seit der ersten apostolischen Zeit interpretatorischer Überformung ausgesetzt gewesen, einem Prozeß also, der durch die theologische Ausdeutung immer weiter fortschritt. Dadurch tritt »biographische« Tendenz in einen nicht einfach mit den Fragen des Lehrgehalts (»Kerygma«) zur Deckung zu bringenden Gegensatz. Ein wesentlicher Vorzug der vorliegenden Darstellung ist die Transparenz auf die allgemeinen Strömungen innerhalb der Theologie selbst, die sich hier in der Stellungnahme zur Frage des geschichtlichen Jesus konkretisieren. Nicht zuletzt haben philosophische Strömungen der Neuzeit, seien sie nun skeptisch, liberal-

positivistisch, phänomenologisch oder existentialistisch, durch ihre Kritik teilweise die Bedingungen und Aufgaben der Leben-Jesu-Forschung beeinflusst und bewußter gemacht. Die Problematik des historischen gegenüber dem idealen (in historischer Distanz idealisierten) Christus wird zur Frage, welche Ebene die höhere ist: die geschichtlichen Fakten oder der geistige Gehalt der Evangelien (was auch so ausgedrückt wurde: »der historische und der theoretische Christus stehen einander wechselseitig im Wege«). Nicht nur das: Nach Rudolf Bultmann war jede Suche nach dem historischen Jesus hinter dem Kerygma ein illegitimer Versuch, göttliche Offenbarung zurückzuführen auf einige objektiv aufzeigbare Akte; wichtig nur, daß Jesus gekommen war. Demgegenüber war man in Amerika überzeugt, daß man aus den Evangelienberichten und unserer Kenntnis des zeitgenössischen Judentums ein hinlänglich sicheres Bild des Lebens Jesu gewinnen kann, nun aber mit den Ergebnissen der Formkritik arbeitend und in bewußter Stellungnahme zu ihr. Statt das traditionelle Bild Jesu einfach aufzugeben, wollten die Amerikaner lieber die Ansprüche der historischen Untersuchungen korrigieren als die theologischen Grundlagen rekonstruieren. Dies richtete sich gegen Schweitzers eschatologische Deutung, die den soziologischen Sitz im Leben unbeachtet ließ (Realitätsverlust). Bultmann sah die Aufgabe der Theologie darin, den Glauben von der Abhängigkeit von historischen Untersuchungen und ihrem Schwanken zu befreien (Entmythologisierung), wobei der Zusammenhang mit sozialen und kulturellen Daten verloren ging. Die sozialen Bewegungen ab etwa 1880 führten dazu, die Person Jesu unter dem Gesichtspunkt sozialer ethischer Lehren neu zu untersuchen, wo sie in den Bereich der umstrittenen Sozialreformen gerieten (»Mein Reich ist / ist nicht von dieser Welt«). Damit verbanden sich die Fragen um den Sinn der politischen Haltung infolge der messianischen Idee des Judentums. Deren Überbetonung wurde entgegengehalten, daß Jesus sittliche und geistige Erneuerung wollte, nicht nationale und politische. Ja es konnte Christus als »the greatest Radical that ever lived« – wobei das Epitheton »gewaltlos« zu betonen war – der Hierarchie der Kirche entgegengestellt werden, andererseits wurden Perspektiven auf eine universale Religion der Zukunft gezogen. Auch jene soziale Sicht wurde als Wiederentdeckung des geschichtlichen Jesus empfunden. Neben der wissenschaftlichen Absicht steht aber eine Ausgestaltung des Lebens Jesu in Dichtung, Legende und Mythos, die durchaus nicht nur das Gemüt ansprechen will, vielmehr der intuitiven Seite des Glaubensbedürfnisses entgegenkommt. Ihre Wirkung ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, sodaß sie, wenigstens in Hurths Darstellung, nicht einfach streng abgelehnt wird, zumal sie die entsprechende Harmonie der Evangelienberichte (wie sie seit Tatian versucht wurde) zur Grundlage hat. Gegenüber Schweitzers negativer Bilanz der Leben-Jesu-Forschung erhob sich in Amerika deutlich Kritik und

Abweisung seiner »welfremden« Konzeption. Die neue Forschungsrichtung geht von der Notwendigkeit aus, anzuerkennen, daß der Glaube an Christus aus der Person und Lehre Jesu, nicht nur aus der Verkündigung der frühen Christengemeinde erfließt. Unter voller Anerkennung der Ungewißheit über die Person Jesu ist es doch sicher, daß nur seine religiöse Persönlichkeit die Jünger an sich ziehen und so den Glauben begründen konnte. Wenn nach Bultmann und Dibelius viele Erzählungen und Worte Jesu von den Christen der Frühzeit zu theologischen Zwecken geschaffen wurden, so steht dem entgegen, daß die Christengemeinde seine Worte (und nicht nur die Worte) in voller Bewunderung und Liebe zu ihrem Herrn aufbewahrt hat. So werden die Evangelien zum Zeugnis aufrichtigen Bemühens, echte Geschichte wiederzugeben, und können kein »zusammengebrauter Mythos« sein. Die Bedeutung Schweitzers liegt zuletzt darin, von der konkreten Bestimmung durch Namen abzuziehen und Christus als immer noch wirksamen Helfer, zugleich aber als Wunder und Rätsel in unserer Welt zu empfinden.

Linz

F. Weißengruber

E. Rau, Reden in Vollmacht. Hintergrund, Form und Anliegen der Gleichnisse Jesu (FRLANT, 149), Göttingen 1990 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 434 Seiten, geb. DM 148,—

In Auseinandersetzung mit alten, bis heute maßgeblichen Positionen zur Gleichnisforschung (A. Jülicher, J. Jeremias u. a.) versucht der Autor dieser Habilitationsschrift (1987, U. Luck, Hamburg), literarisch-rhetorische Kategorien auf die Gleichnisse Jesu anzuwenden; in den gewohnten Rahmen sollen »einige Aspekte der Textpragmatik, der Rezeptionsästhetik und der Erzählforschung integriert werden« (12). Der Autor ist sich dessen bewußt, daß er sich damit den Vorwurf von J. Jeremias oder H. Weder hinsichtlich einer sachfremden Methodik einhandelt. Doch läßt er sich von der Institutio M. F. Quintilians als Leitlinie nicht abbringen. Dagegen ist er der Redaktionsgeschichte gegenüber bei Gleichnissen eher skeptisch eingestellt.

Man kann an der Nützlichkeit und der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges seine Zweifel haben, wenn man bei der konkreten Analyse z. B. des Senfkorn- und Sauerteiggleichnisses feststellt, daß der Verfasser hier zu den traditionellen Methoden der Exegese zurückkehrt und rhetorische Kategorien gar nicht benötigt werden, und wenn man außerdem erkennt, daß er gängige Thesen ungeprüft wieder-

holt und Literatur, die seine Analyse in Frage stellt, auch bei der Drucklegung nicht heranzieht (vgl. F. Kogler, *Das Doppelgleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig in seiner traditionsgeschichtlichen Entwicklung* (Fzb, 59), Würzburg 1988).

Im zweiten Teil seiner Arbeit geht Rau der meist verneinten Frage nach, ob es zu den Gleichnissen Jesu formgeschichtlich vergleichbare Texte gebe, und beantwortet sie positiv anhand von Parallelen zu der Perikope Lk 15,11–32. Er führt dazu Papyri, Fabeln, einen Traumbericht, Deklamationsthemen, Philo, rabbinische Texte und als engste Parallele die Sedrachapokalypse an. R. möchte damit »die These von der Verwurzelung der literarischen Form der Gleichnisrede Jesu in der spätsraelitischen Religion« (243) aufzeigen, die bisher wenig Zustimmung gefunden hat. Da R. selber das von ihm gewählte Beispiel als »Sonderfall« bezeichnet, wird erst die weitere Diskussion zeigen, ob sich sein Ansatz verallgemeinern läßt.

Linz

A. Fuchs

D. Kosch, *Die eschatologische Tora des Menschensohnes, Untersuchungen zur Rezeption der Stellung Jesu zur Tora in Q* (NTOA, 12), Freiburg/Schw. - Göttingen (Universitätsverlag/Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 512 Seiten, geb. sfr 98,—

Die traditionelle Exegese stand, was die Beurteilung des Judentums und die Bewertung der Person und Lehre Jesu auf diesem Hintergrund betrifft, lange Zeit unter dem doppelten Vorurteil einer festen, fast starren Normativität der jüdischen Theologie einerseits und einer Radikalisierung der Tora bzw. einer Gesetzeskritik von seiten Jesu andererseits. In letzter Zeit ist durch verschiedene Studien ein weitgehender Wandel eingetreten, der die Pluralität und Unterschiedlichkeit der theologischen Strömungen des Judentums stärker beachtet und anerkennt und unter dieser Voraussetzung auch das Verhalten Jesu neu zu beurteilen versucht. Dies ist der Grund, daß K. in seiner Freiburger Dissertation von 1988 der Haltung Jesu gegenüber der Tora und der Rezeption dieser Einstellung durch die Tradenten von Q näher nachgehen wollte und dazu eine eingehende und methodisch klare Arbeit vorlegt. Ohne eine im eigentlichen Sinn rezeptionsgeschichtliche Untersuchung schreiben zu wollen, interessiert sich der Verfasser doch ausdrücklich für die Rolle der Q-Gemeinde bei der Auswahl, Kommentierung und Weitergabe der gesetzesrelevanten Stoffe, da uns die Haltung Jesu gegenüber der Tora nicht »an sich«, sondern nur in der Rezeption durch die Kirche vorliege. Wichtig ist für den Autor auch,

nicht das Verhältnis Jesu zum Gesetz darzustellen, sondern umgekehrt nach der Bedeutung der Tora für seine Verkündigung und sein Verhalten zu fragen, da nicht Jesus der Tora unterstellt, sondern diese seiner Verkündigung der Gottesherrschaft eingeordnet war. Die umfangreichen Analysen werden in drei Punkten zusammengefaßt. (1) Für die hinter der Logienschrift stehende Gemeinde ist das Hören auf den Menschensohn Jesus entscheidend, dessen Worte an die Stelle der Tora getreten sind und an der so weit festgehalten wird, als sie mit der Verkündigung Jesu übereinstimmt. Weder Radikalisierung der Tora noch Gesetzeskritik sind also Themen von Q. (2) Für den Prozeß der Rezeption ist die Zusammenstellung von Logien und die Bildung von Stoffkomplexen wichtig. Dabei werden auch nicht von Jesus stammende Worte eingegliedert und ist eine tora-kritische Auswahl zu beobachten. Die Zuspitzung des Konfliktes mit »diesem Geschlecht« reflektiert aber ein zweites Stadium, während zuerst eher die Übereinstimmung Jesu mit dem Gesetz betont wurde. (3) Für den Blick auf die historische Situation Jesu ist wichtig, daß nur ein Teil der authentischen Überlieferung übernommen wurde. Andererseits besteht aber zwischen Jünger- und Adressatenkreis des irdischen Jesus und Sitz im Leben von Q eine große geographische und soziokulturelle Nähe und deshalb starke Kontinuität. Gegenüber manchem anderslautenden Trend überraschend stellt sich heraus, daß die Bedeutung der Tora für Jesus von der Mitte an den Rand gerät, da nicht die Tora, sondern die Gottesherrschaft für Jesus bestimmend ist. Sowohl vom Resultat wie von der angewandten Methode her ist die Dissertation des Autors, der sich schon in einer Vorarbeit mit Q befaßt hat (»Die Gottesherrschaft im Zeichen des Widerspruchs. Traditions- und redaktionsgeschichtliche Untersuchung von Lk 16,16/Mt 11,12f bei Jesus, Q und Lukas« [EH, 23/257], Bern 1985) aufschlußreich und bedeutsam, selbst wenn sich die Einzelargumentation dort und da erst bewähren muß.

So werden nicht alle der Auffassung sein, daß die zu Q gerechnete Versuchungsgeschichte Lk 4,1–13 keine Beziehung zum Täuferstoff habe (236 – vgl. SNTU 9 [1984] 99–114). Auch bei Lk 10,25–28 hat K. keinen Blick für die Traditionsgeschichte und beurteilt den Text falsch (93f – vgl. SNTU 6/7 [1981–82] 64f, Anm. 126). Schließlich wiederholt er bei der Belzebuldiskussion den eingefleischten Irrtum eines Einflusses von Q (171f), ohne sich mit der deuteromarkinischen Interpretation auch nur mit einer Silbe auseinanderzusetzen. Die Hauptthese seiner Arbeit bleibt aber von diesem Defizit unberührt.

H. von Lips, *Weisheitliche Traditionen im Neuen Testament* (WMANT, 64), Neukirchen - Vluyn 1990 (Neukirchener Verlag), XII+512 Seiten, geb. DM 84,-

Diese 1989 an der evangelisch-theologischen Fakultät München eingereichte Habilitationsschrift (F. Hahn) zeichnet sich durch großen Materialreichtum aus. In staunenswerter Ausführlichkeit und Vollständigkeit geht der Verfasser weisheitlich geprägten Traditionen im AT und Frühjudentum nach und fragt im zweiten Teil nach den Auswirkungen dieses Denkens und dieser Theologie auf das NT. Im atl. Teil findet sich eine umfassende terminologische Bestandsaufnahme und werden die vielfältigsten Formen und Bezeichnungen der Weisheit kategorisiert. Nur stellvertretend für anderes sei angeführt: Weisheit und Gesetz; Einfluß des Hellenismus; Weisheit, Lehre und Schriftengelehrtenum, religionsgeschichtliche Einordnung, u. ä. Der ntl. Teil gliedert sich in drei größere Abschnitte, Weisheit in der Logientradition, in der Paränese, und vor allem in der Christologie. In diesem für die ntl. Exegese wohl wichtigsten Abschnitt wird nach weisheitlichen Texten bei den Synoptikern, vor allem in Q, gefragt; es kommt die Auseinandersetzung um die Weisheit in Korinth zur Sprache (1 Kor 1–2), und als zentraler Sektor die Untersuchung der christologischen Hymnen und Bekenntnisse auf weisheitlichen Einfluß (Präexistenz, Schöpfungsmittlerschaft, etc.). An Ergebnissen stellt sich u. a. heraus, daß Q mehr das Motiv der »nahen und entschwundenen, weil abgelehnten Weisheit« aufgreift, während Mt Jesus als »einladende Weisheit« darstellt (354). »Einige christologische Hymnen und Bekenntnisse übertragen deutlich Attribute der personifizierten bzw. hypostasierten Weisheit auf Christus. Es werden damit Aussagen über Sein und Wesen des Präexistenten, über das Wirken des Präexistenten als Schöpfungsmittler sowie in der Geschichte (Israels) gemacht« (aaO.). Joh 1 hat mit seiner Logoschristologie noch zusätzliche Akzente. Für die Exegese wird sich vermutlich der Nachweis der weisheitlichen Traditionen in der Christologie als der wichtigste und interessanteste herausstellen, auch wenn der Rückblick auf die gesamte atl. Entwicklung nicht unterschätzt werden soll. Für die in den letzten 30 Jahren aufgekommene Forschung zum Thema »Weisheit im NT« bildet die Studie des Verfassers einen bedeutsamen Beitrag.

Linz

A. Fuchs

V. Hampel, *Menschensohn und historischer Jesus. Ein Rätselwort als Schlüssel zum messianischen Selbstverständnis Jesu*, Neukirchen - Vluyn 1990 (Neukirchener Verlag), XIV+418 Seiten, geb. DM 68,—

Diese Monographie, die die Ansätze einer früheren Tübinger Dissertation des Autors von 1982 (O. Betz) weiterführt, ist auf dem Hintergrund der Frage geschrieben, ob der von der Bultmann-Schule so stark betonte Graben zwischen dem Christus des Glaubens und dem historischen Jesus zu Recht betont wird oder ob nicht im Gegenteil urchristliche Verkündigung nur das weiterführt, was in Person und Wirken Jesu grundgelegt ist. Die Interpretation des Menschensohnbegriffs durch den Autor steht im Dienst dieser letzteren Annahme.

In einem einleitenden Kapitel stellt der Verfasser fest, daß es keine vordanielsche Menschensohntradition gibt und der Begriff bei Dan 7,13f nicht titular gebraucht wird. Erst in der späteren Apokalyptik ist daraus eine individuelle Richtergestalt geworden (36). Zur Individualisierung des Menschensohnbegriffes kommt es durch die Gleichsetzung mit dem Messias, »eine explizite Menschensohndogmatik als eine eigenständige Konzeption ist der jüdischen Theologie im tiefsten fremd« (48). Im zweiten Hauptteil untersucht H. die synoptischen Menschensohnlogien, da die johanneischen als sekundäre Bildungen für seine Fragestellung von vornherein ausscheiden. Der Autor findet die bekannte Gliederung der Logien nach dem Schema Bultmanns für unzutreffend und prüft der Reihe nach die Logien von der zukünftigen Hoheit des Menschensohnes (51—187), von der gegenwärtigen Hoheit (188—211), von der gegenwärtigen Niedrigkeit des Menschensohns (212—245) und jene von Leiden und Auferstehen (343—367). Für die erste Gruppe sind die Stellen Lk 11,30; 17,24.26 und Mk 14,62ba mit jeweiligen Parallelen relevant. Zugrunde liegt »der aus der alttestamentlich-jüdischen Tradition vorgegebene Tatbestand, daß der legitime, von Gott erwählte Messiasprätendent abwartend im verborgenen bleibt, weil er sich nicht selbst als Messias ausweisen darf, denn dieser Ausweis steht allein Gott zu« (79). Jesus greift diese Erwartung auf und bezieht sie auf sich, wie die erwähnten Logien bezeugen. »Als Menschensohn ist Jesus bereits, was er einst sein wird, aber verborgen; er ist Messias designatus« (243). Dementsprechend »ist das sogenannte Messiasgeheimnis keine bloße Konstruktion des Markus, sondern spiegelt in seinen Wurzeln eine historische Realität im Leben Jesu. Es liegt begründet im Geheimnis der Sendung Jesu, die als noch verborgene zunächst nur den Glaubenden offenbar ist« (103). Bar enascha stellt sich heraus als »bewußt geheimnisvolle Redeweise des historischen Jesus« (164). Bzw.: »Mit dem Terminus Menschensohn charakterisiert sich Jesus als »Messias vor sei-

ner Inthronisation« (164, Anm. 513 mit Zitat von O. Betz). Für die zweite Gruppe kommen Mk 2,10 und Lk 19,10 als echt in Frage. Diese Worte sind »vom jüdischen Botendenken geprägt« und bringen das Sendungsbewußtsein Jesu zum Ausdruck (211). Die dritte Kategorie, Mt 11,19 und 8,19–20, ist durch den Umschwung verursacht, den das Scheitern Jesu in Israel bewirkt. Mk 9,31 und 10,45 bezeugen als echte Worte Jesu (298 und 339), daß dieser mit seinem gewaltsamen Tod gerechnet hat, was der jüdischen Messiaserwartung radikal entgegensteht, und ihn als stellvertretenden Sühnetod verstand. Weitere Texte, praktisch eine fünfte Gruppe von Logien, bringen den eschatologischen Ausblick Jesu, die Erwartung seiner Inthronisation durch Gott, zum Ausdruck (343–367), was von der Kirche dann in Erhöhung und Parusie modifiziert wurde.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dieser interessante Versuch, die Menschensohnworte teilweise im Bewußtsein Jesu als Messias designatus zu verankern, der anderen Position, wie sie sich z. B. im Aufsatz von A. Vögtle in der Fs. E. Lohse (Wissenschaft und Kirche, 70–95) zeigt, diametral entgegensteht. Obwohl die Studie Hampels die Literatur ausgiebig heranzieht (das Verzeichnis umfaßt 31 Seiten), kommen jene Überlegungen, die die Menschensohnworte der nachösterlichen Theologie zuordnen, zu kurz und sollte der Dialog mit diesen Thesen stärker geführt werden. Als Beitrag, der den Ansatz der Christologie in Person und Wirken des historischen Jesus ernst nimmt, ist die Publikation aber zu begrüßen.

Linz

A. Fuchs

J. Habermann, Präexistenzaussagen im Neuen Testament (EH, 23/362), Frankfurt - Bern - New York - Paris 1990 (Verlag P. Lang), 645 Seiten, kart. sfr 133,-

Diese Münchener Dissertation (Ev. Theol.) setzt mit einer umfangreichen Darstellung der Forschungsgeschichte zu den Präexistenzaussagen im Neuen Testament ein, die mit L. J. Rückert beginnt und mit den neueren Arbeiten von Merklein, Dunn, Fuller und Schimanowski endet. Es schließt sich ein kurzer Abschnitt »Klärung des religionsgeschichtlichen Ausgangspunktes« an, in dem das gnostische Erklärungsmodell abgelehnt wird. Positiv bestimmt der Verfasser die palästinische und alexandrinische Reflexion über die Sophia als Hintergrund der ntl. Präexistenz- und Schöpfungsmittlerschaftchristologie.

Auf den Einleitungsteil folgen umfangreiche Exegesen aller relevanten ntl. Texte, die jeweils einen forschungsgeschichtlichen Überblick und eine eigene In-

terpretation des Autors enthalten. Exegesiert werden Phil 2,6–11; 1 Kor 8,6; 1 Kor 10,1–13; Kol 1,15–20; Hebr 1,1–4 und Joh 1,1–18. Aus der Vielzahl der Einzelbeobachtungen sei nur einiges herausgegriffen: Der Verfasser hält Phil 2,8c für redaktionell und arbeitet im Gegensatz zu neueren Autoren (z. B. J. D. G. Dunn) heraus, daß in Phil 2,6 sehr wohl eine Präexistenzvorstellung vorliegt. Die kommentarlose Zitierung von 1 Kor 8,6 weist zudem die Präexistenz- und Schöpfungsmittlerschaft Jesu Christi als geläufige Vorstellungen für Paulus aus. Bei 1 Kor 10,1–13 erwägt Habermann – m. E. zu Recht – einen vorpaulinischen Ursprung und betont, in 1 Kor 10,4c könne die Präexistenzvorstellung nicht bestritten werden. Auch die überzeugenden Exegesen von Kol 1,15–20; Hebr 1,1–4; Joh 1,1–18 dienen dem Nachweis, daß Präexistenz- und Schöpfungsmittlerschaft Jesu Christi konstitutive Bestandteile der Vorstellungswelt dieser Texte sind. Als ein wesentliches Ergebnis der Arbeit wird im Schlußteil festgehalten, daß alle untersuchten Texte die Präexistenz Jesu Christi schon immer als bekannt voraussetzen, nicht als Spekulationsobjekt, sondern im Rahmen einer durchdachten Reflexion. Die vielfältigen Bezüge in den Texten ordnet der Verfasser zu einer Typologie, wonach zu unterscheiden ist: 1. Die Präexistenz vor der Inkarnation (Phil 2,6–11; Joh 1,1–5. 9–12.14abc.e.16); 2. Die Präexistenz vor der Schöpfung (1 Kor 8,6; Kol 1,15–20; Hebr 1,3ab.2c.3cd.4b; Joh 1,3.10); 3. Präexistenz in der atl. Geschichte (1 Kor 10,1–13; Joh 1,11); 4. Kombination der verschiedenen Stadien der Präexistenz (Joh 1,1–18: Sein bei Gott, Schöpfungsmittlerschaft, Offenbarung in der Schöpfung, Inkarnation). Als Voraussetzung und Ursprung aller ntl. Präexistenzaussagen bestimmt der Autor die Erhöhung Christi; Präexistenz und Schöpfungsmittlerschaft sind Weiterentwicklungen der Erhöhung. Träger dieser Vorstellungen war das hellenistische Judenchristentum.

Die Arbeit zeichnet sich durch Literaturkenntnis und abgewogene Urteile aus. Die Exegesen überzeugen durchweg. Es gelingt dem Verfasser die urchristliche Präexistenzchristologie in ihrer historischen Genese und theologischen Bedeutsamkeit darzustellen.

Erlangen

U. Schnelle

C. P. Thiede (Hg), *Das Petrusbild in der neueren Forschung*, Wuppertal 1987 (Verlag R. Brockhaus), X+229 Seiten, kart. DM 29,80

Es ist das ausdrückliche Bemühen des Herausgebers, Aufsätze verschiedener Autoren der letzten 30 Jahre zum Petrusbild dem deutschen Leser zugänglich zu machen, um damit die beachtliche Veränderung der Forschungssituation aufzuzeigen, die sich seit dem bekannten Petrusbuch von O. Cullmann (1952) ergeben habe. Er hat die neun Beiträge von sehr unterschiedlichem wissenschaftlichem Wert chronologisch geordnet und sie mit der deutlichen Zielsetzung ausgewählt, möglichst viel historischen Boden für die Petrustradition zu gewinnen. So kämpft E. M. B. Green mit den zahlreichen Schwierigkeiten, die einer Annahme der Echtheit des 2 Petr entgegenstehen, und kommt zu dem Schluß, daß zwar »nicht mit letzter Sicherheit nachgewiesen werden (kann), daß Petrus der Verfasser war«, daß aber auch »der Beweis« fehlt, »daß er es nicht war« (41). Von ähnlicher Qualität ist die Argumentation, wenn der Verfasser meint: »Es liegt keine echte Schwierigkeit in der Annahme, Petrus habe die Mehrheit der paulinischen Briefe innerhalb weniger Monate gelesen, nachdem sie geschrieben waren« (33). H. N. Ridderbos gesteht in seinem Beitrag zu den Reden des Petrus in der Apg zwar lk Interessen zu, hält jene aber im Kern für echt. S. Dockx gelingt es in dem Abdruck aus seinem Buch »Chronologies néotestamentaires« (1984), die Chronologie des Petrus bis ins Detail zu rekonstruieren, was nicht einmal den Herausgeber ganz überzeugt (VIII). Nach F. Neugebauer erweist sich der 1 Petr als echt, u. a. deshalb, weil die Situation der Feindseligkeit der Umwelt nicht das in der Apk geschilderte Ausmaß erreicht. Daß V. Corbo und S. Loffreda die Ruinen des Petrushauses in Kapharnaum gefunden haben, wird von J. F. Strange und H. Shanks berichtet, während M. Hengel die Rolle des Petrus für die Heidenmission erläutert. Apologetisch orientiert ist dagegen wieder die Stellungnahme von G. Maier zur Kirche im MtEv, mit dem Resultat: »Bibeltreue Auslegung kann heute mit guten Gründen von der Authentizität von Mt 16,17ff ausgehen« (184). I. H. Marshall trennt Historie und Theologie von Apg 12 (Befreiung des Petrus), während Thiede wie Neugebauer Argumente für die Echtheit von 1 Petr findet, ein Brief, den Lk für die Apg schon benützen konnte.

Als Dokumentation für den angegebenen Trend zur Historizität und Echtheit ist der Band exegesehistorisch und pastoral interessant, auch wenn er Andersdenkende nicht unbedingt überzeugen wird.

Schottruff L., *Befreiungserfahrungen. Studien zur Sozialgeschichte des Neuen Testaments* (ThBü, 82), München 1990 (Verlag Chr. Kaiser), 381 Seiten, geb. DM 98,—

Dieser Band vereinigt 20 Aufsätze, die die Verfasserin seit 1975 zu den von ihr bevorzugten Themen »Antijudaismus im NT und in der ntl. Exegese-geschichte« und »Feministische Theologie bzw. feministische Exegese biblischer Texte« veröffentlicht hat. Neu dazugekommen ist ein Aufsatz zur Schuld der Juden und der Entschuldung des Pilatus in der deutschen ntl. Wissenschaft seit 1945, der die schon früher anzutreffende und wiederholte Meinung von der Verantwortung des römischen Statthalters für den Tod Jesu und die Bestreitung einer solchen Schuld für jüdische Kreise noch verstärkt. Die Tendenz, die alle Beiträge kennzeichnet, wird durch zwei Passagen in der Einführung deutlich: einmal dort, wo die Verfasserin ihre Überzeugung kundtut, »daß es keine einzige Bibelstelle gibt, deren Auslegung nicht eine lange antijudaistische Verseuchungsgeschichte hinter sich hat«, bzw. dort, wo sie von der »Gewalt der Frauenverachtung in der christlichen Realität und theologischen Tradition« spricht (9). Ebenfalls in der Einführung macht die Autorin darauf aufmerksam, daß ihre in diesem Sammelband enthaltenen Arbeiten nicht dem Hauptstrom der Exegese konform sind. »Entweder war ihre Veröffentlichung mit Konflikten verbunden (Evangelische Theologie), oder sie wurden außerhalb des Machtbereichs der herrschenden Theologie veröffentlicht. In deutschsprachigen Zeitschriften, in denen neutestamentlich-wissenschaftliche Aufsätze erscheinen, wurde ich nicht mehr aufgenommen« (8). Da es bei allem Engagement für eine sachentsprechende Exegese des NT nicht an Einseitigkeit und Übertreibungen mangelt, ist zu befürchten, daß auch der Sammelband auf ähnliche Reaktionen stoßen wird wie die einzelnen Aufsätze. Als Spiegelbild eines Trends wird es dem Buch an Aufmerksamkeit aber nicht fehlen.

Linz

A. Fuchs

R. Meyer, *Zur Geschichte und Theologie des Judentums in hellenistisch-römischer Zeit. Ausgewählte Abhandlungen* hg. v. Waltraut Bernhardt, Neukirchen - Vluyn 1989 (Neukirchener Verlag), 226 Seiten, geb. DM 58,—

»Im vorliegenden Band ist eine Reihe von Veröffentlichungen des Jenaer Alttestamentlers Prof. em. D. Rudolf Meyer neu abgedruckt, die sich in nicht mehr greif-

baren Publikationen befinden und auf diese Weise der jüngeren Generation zugänglich gemacht werden sollen« (5). Über sein eigentliches Arbeitsgebiet hinaus hat sich der Autor auch mit Themen befaßt, die Umwelt und Hintergrund des NT bzw. der zwischentestamentlichen Zeit betreffen. Dazu gehören im vorliegenden Band u. a. ein religionssoziologischer Beitrag zum Am-ha-Arez im 1. und 2. Jh., zur Bedeutung des Pharisäismus in politischer und theologischer Hinsicht (2 Artikel), zu Qumran (Gebet des Nabonid; Melchisedech-Tradition) und zur Kanontheorie des Josephus. Der Band ist – in der DDR – ausgezeichnet gedruckt und durch Register aufgeschlossen. Biblische Seminare, Historiker und Bibliker aller Richtungen werden gern zu diesem Band greifen, der tatsächlich sehr Entlegenes leicht zugänglich macht.

Linz

A. Fuchs

P. Lenhardt - P. v. d. Osten-Sacken, Rabbi Akiva. Texte und Interpretationen zum rabbinischen Judentum und Neuen Testament (ANTZ, 1), Berlin 1987 (Selbstverlag Institut Kirche und Judentum), 403 Seiten, geb. DM 27,50

Der Leiter des Institutes für Kirche und Judentum in Berlin, P. v. d. Osten-Sacken, legt hier eine Monographie vor, die einer der bekanntesten und einflußreichsten Gestalten der jüdischen Geschichte und der jüdischen Theologie gewidmet ist. Rabbi Akiba ist einer der wichtigsten Rabbinen aus der tannaitischen Epoche, durch seine Anerkennung Bar Kochbas als Messias mit einem der tragischsten Abschnitte der jüdischen Geschichte engstens verknüpft und durch sein Martyrium für den jüdischen Glauben ebenso einflußreich wie als Autorität für die rabbinische Lehrtradition. Der Verfasser bietet keineswegs, was man zunächst erwartet, eine Biographie Rabbi Akibas, sondern präsentiert rabbinische Traditionen von bzw. über ihn in Originaltext und Übersetzung, bringt Analysen und Kommentare und stellt immer wieder Parallelen zu ntl. Texten her. Obwohl das Thema klar mit dem Titel abgesteckt ist, ist der vorliegende Band ebenso eine Einführung in Methoden und Inhalt rabbinischer Denkweise und Theologie, Information über nachbiblische jüdische Literatur wie über Akiba selbst. Angefügt sind zwei Beiträge von P. Lenhardt, in denen der Wert jüdischer Theologie und konkret das Lehrer-Schüler-Verhältnis als Traditionsprinzip aus christlicher Sicht dargestellt

werden. Wer einen Zugang zur Welt der Rabbinen sucht, dem bietet dieses Buch eine gute Einführung.

Linz

A. Fuchs

K. Berger, *Die Weisheitsschrift aus der Kairoer Geniza. Erstedition, Kommentar und Übersetzung* (TANZ, 1), Tübingen 1989 (Verlag Francke), 422 Seiten, kart. DM 68,—

K. Berger hat sich in dieser Textausgabe die Mühe gemacht, ein 1896 von S. Schechter entdecktes Fragment einer weisheitlichen hebräisch-jüdischen Schrift zu entziffern, edieren, übersetzen und kommentieren.

Der Text, in zwei Handschriften in New York und Leningrad erhalten, war nach Publikationen und französischer Übersetzung von Teilen 1903 durch Harkavy und einer Ausgabe der Kapitel 5,1–18,18 von Schechter 85 Jahre lang in Vergessenheit geraten. Berger kommt das Verdienst zu, zum ersten Mal eine kritische Ausgabe des Textes zu bieten. Rekonstruierter punktierter Text und Übersetzung bilden Teil I des Buches (11–46). Die Kap. 1–4 entsprechen dabei der New Yorker Handschrift.

Teil II befaßt sich mit einer Einführung in den Text, seiner Geschichte, Sprache und Edition. Besonderen Wert legt B. auf die theologische Eigenart der Schrift und die Beziehungen zu verwandter Literatur im Umfeld. Hier behandelt er die Tendenz des Werkes, die sich als eine ausgesprochen asketische, den Verlockungen und Begierden der Welt aufs schärfste widerstehende Weisheitslehre zeigt. Psalmen, Kohelet (korrigierend rezipiert), Sira, Qumrantexte, 4 Esra, syrische Baruchapokalypse, Philo von Alexandrien werden verschiedentlich rezipiert bzw. erweisen sich als nächste Parallelen. Nähe besteht auch zu Teilen christlicher Texte wie dem 2. Clemensbrief (5–6) oder dem Hirten des Hermas, ebenso existieren Beziehungen zu 1 Joh. Die Schrift besticht durch ihr beinahe völliges Ausblenden des Pentateuch. Tora und Weisheit werden eng verbunden, sie entsprechen sich geradezu. Der Beschäftigung mit der Weisheit ist alles unterzuordnen. Ihr stehen Arbeit, Dummheit, Begierde, Zorn, Stolz, Hochmut, Wein, Essen und Schlafen (auch Sexualität) gegenüber. Wichtig ist auch die Trauer um Jerusalem und eine konsequente Eschatologisierung der Weisheit. Dazu gehört die Rede von den zwei Äonen. Aber auch das Problem »Glaube« und »Gnade« spielt eine Rolle. B. hat Recht, wenn er den

Trägerkreis einer solchen Schrift als »weisheitlich asketisch« (76), »magistrale Elite« (73) bezeichnet, als anonymen, isolierten Lehrerstand mit Nähe zu dem von Philo und Josephus beschriebenen Essenerideal »minus der klösterlichen Verfaßtheit« (75). Genaue Angaben können jedoch mit Sicherheit nicht gegeben werden und es führt wohl deutlich über das Beweisbare hinaus, wenn B. auf S. 392 den Rabbiner Ben Zoma aufgrund von Abot IV,1 als möglicherweise letzten »Vertreter der Gruppe« bezeichnet, »die WeishKairGen hervorgebracht hat und in ihr das Programm formuliert hat«.

Historisch legt sich eine Datierung um 100 n. Chr. aufgrund der schon genannten vielfältigen Beziehungen zu anderen Texten dieser Zeit und aufgrund des Übergangsstadiums der Schrift zur Gnosis nahe. Daß der Text in Ägypten entstanden ist, will B. aus der Nennung Josefs (4,6; 6,8) und der prognostischen Züge sowie der Nähe zu jüdisch-ägyptischen Autoren beweisen.

Besonderes Augenmerk legt er in Teil III auf eine Kommentierung der Schrift (81–392). Sie enthält noch einmal Text, Übersetzung, Textkritik, Komposition und eine detaillierte Analyse. Dabei bietet B. umfassend das Vergleichsmaterial. Auch die arabische Jesusüberlieferung findet hier ihren Platz als jüngere Rezeption mit oft parallelen Themen.

Insgesamt erweist sich die Arbeit als entscheidende Bereicherung für die Beschäftigung mit der sog. Zwischentestamentlichen Literatur, als Hinweis auf jüdische dualistische Weisheitslehre. Die Lektüre empfiehlt sich sowohl für Alttestamentler, Neutestamentler, Judaisten als auch allen, die sich mit der Gnosis beschäftigen.

Salzburg

G. Langer

W. Schneemelcher (Hg), Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung, I: Evangelien, Tübingen ⁶1990 (Verlag J. C. B. Mohr), X+442 Seiten, geb. DM 98,—

Die 6. Auflage der »Neutestamentlichen Apokryphen« ist gegenüber der Neubearbeitung der 5. Auflage nur wenig verändert; Druckfehler wurden korrigiert und S. 328f zum Evangelium des Mani Nachträge eingearbeitet, die sich auf die bisher unveröffentlichten Turfantexte beziehen. Die 5. Auflage (1989) ist gegenüber der letzten, völligen Neubearbeitung des Standardwerkes von E. Hennecke durch

W. Schneemelcher 1959/1964 wieder im Umfang gewachsen (442 gegenüber 377 Seiten), wozu besonders die neuen Funde von Nag Hammadi beigetragen haben. U. a. werden nun auch das koptische Thomasevangelium, das Evangelium nach Philippus, das Buch des Athleten Thomas, die Epistula Jacobi, der Dialog des Erlösers, die Erste und Zweite Jakobus-Apokalypse und der Brief des Petrus an Philippus ausführlich vorgelegt und erläutert. Dazu kommt die Erörterung des von M. Smith gefundenen Geheimen Evangeliums nach Markus und die Überarbeitung der übrigen Beiträge, die durch die intensive Forschung auf dem Gebiet der ntl. Apokryphen in den letzten Jahrzehnten erforderlich geworden ist. Man braucht nur Namen wie L. Moraldi, M. Erbetta, A. de Santos Otero, M. Starowieyski und M. McNamara zu nennen, um zu sehen, daß sich die Forschung international ausgeweitet und vor allem der Anteil der katholischen Forschung beträchtlich zugenommen hat. Stärker verändert und vermehrt wurden die Abschnitte über die Kanongeschichte (7–27) und die allgemeine Einleitung zu den Evangelien (65–75). Zur Kanongeschichte vermißt man aber leider die einschlägige Monographie von A. Sand, *Kanon. Von den Anfängen bis zum Fragmentum Muratorianum*, Freiburg - Basel - Wien 1974, die jetzt durch A. Ziegenaus, *Kanon. Von der Väterzeit bis zur Gegenwart*, Freiburg - Basel - Wien 1990 (beides im Hb. der Dogmengeschichte, I/3a) eine Fortsetzung gefunden hat. In der Einleitung zu den Evangelien spiegelt sich deutlich die Diskussion der letzten Jahre bezüglich der Frage, wie es von der mündlichen Botschaft Evangelium zur schriftlichen Gattung Evangelium kam und welche antiken Gattungen zum Vergleich herangezogen werden könnten. Nicht zu Unrecht spricht der Verfasser hier von einer »verwirrende(n) und oft sterile(n) Diskussion« (69) bzw. davon, »daß die vielfachen, mit großem Scharfsinn und stupender Gelehrsamkeit unternommenen Versuche, die Gattung neu zu bestimmen, nicht viel eingebracht haben« (69, Anm. 9). Mit Erstaunen liest man, daß der Verfasser der von gewissen protestantischen Autoren ausgiebig vertretenen Kerygma-Theologie sehr distanziert gegenübersteht (»Die Formulierung ist nicht sehr glücklich [Was heißt Kerygma?],« 70) und einen weit größeren Teil der Tradition auf den historischen Jesus zurückführt, als etwa die Bultmann-Schule gestattet. Wie in anderen Zusammenhängen merkt man aber gerade bei diesem Thema, daß dem Verfasser hauptsächlich die protestantische Diskussion vertraut ist und er zum Beispiel die höchst kompetenten Arbeiten von D. Dormeyer, *Evangelium als literarische und theologische Gattung* (EdF, 263), Darmstadt 1989 und H. Frankemölle, *Evangelium. Begriff und Gattung. Ein Forschungsbericht* (SBB, 15), Stuttgart 1988 nicht kennt (vgl. z. B. die Korrektur des einseitigen Kerygma-Begriffes durch Frankemölle, 132). Für die Entwicklung der synoptischen Tradition ist interessant, daß nach Sch. schon Mk auf »gesammelten Redestoff« (70) zurückgreifen

konnte, wenn auch der Verfasser mit der Erforschung der Synoptischen Frage im übrigen nicht Schritt gehalten hat und die Zweiquellentheorie immer noch für eine zutreffende Erklärung des Sachverhaltes hält (vgl. 69). Solche Kritik am Detail kann aber nicht verhehlen, daß die deutsche Wiedergabe der apokryphen Texte und ihre sachgemäße Kommentierung durch eine Reihe von Autoren einen sehr willkommenen Dienst leistet und besonders von der Disziplin des NT immer wieder als nützlich und notwendiges Handbuch herangezogen werden wird.

PS.: Die Zitation der Literatur ist teilweise unsystematisch; Vornamen fehlen, zum Teil sind sie ausgeschrieben, anderswo abgekürzt (vgl. z. B. 12, Anm. 8 und 9), ähnliche Inkonsequenz beim Erscheinungsort (vgl. z. B. 3, Anm. 7 und 2, Anm. 5). S. 7 ist für Farkasfalvy ganz unnötig O. Cist angegeben. Nicht immer wurde die letzte Auflage oder ein Neudruck vermerkt, z. B. Th. Zahn, Grundriß der Geschichte des Neutestamentlichen Kanons, Wuppertal³ 1985 (S. 7); J. Schniewind, Euangelion. Ursprung und erste Gestalt des Begriffs Evangelium, Darmstadt 1970 (S. 65). Druckfehler: S. 3, Anm. 9: Lexigon; S. 7: Kanongeschichte; S. 72: expressig; S. 180: B 2 (statt B 12); S. 336: Fuchs, Protogevangelium; S. 389: den Seinen. Zu Jakobus (375) hätte wohl W. Pratscher, Der Herrenbruder Jakobus und die Jakobustradition (FRLANT, 139), Göttingen 1987 und M. Hengels Beitrag in der Fs. W. G. Kümmel, 1985, 71–104 angeführt werden sollen.

Linz

A. Fuchs

J. M. Prieur, *Acta Andreae. Praefatio - Commentarius. Textus* (Corpus christianorum. Series Apocryphorum, 5.6), Turnhout 1989 (Verlag Brepols), XXVI+848 Seiten, kart. je bfr 5500,—

In zwei stattlichen Bänden liegt nun der Text der griechischen apokryphen Andreasakten in der Reihe des Corpus Christianorum, Series Apocryphorum vor, nachdem vorher von E. Junod - J. D. Kaestli die Johannesakten (1983) und von L. Leloir die *Ecrits apocryphes sur les apôtres* (1986) erschienen sind. Die gegenwärtige Ausgabe und Kommentierung geht auf eine Dissertation des Verfassers bei F. Bovon zurück. Der Einleitungsband ist in drei große Abschnitte gegliedert, die Geschichte der Textüberlieferung und der Erforschung der *Acta Andreae* (AA), die eigentliche Textanalyse, und die theologische Synthese der AA. Beim Studium der verschiedenen Hss fällt nicht nur ihre sehr verschiedene Länge und ihr unterschiedlicher Inhalt sofort ins Auge, es wird auch offenkundig, daß sie alle nur sekundär von einem umfangreicheren Dokument abhängig sind. Im weiteren kommt der Zusammenhang mit anderen Andreas-Stoffen zur Diskussion und stellt sich die Frage nach historisch verlässlichen Informationen. Anschließend gibt der Verfasser

einen Überblick über Autoren und Werke, die vom 3. bis zum 9. Jh. die AA kennen oder zu kennen scheinen, und referiert über die wissenschaftliche Arbeit an dieser apokryphen Schrift seit dem 16. Jh. (B. Mombritius, J. A. Fabricius, J. C. Thilo, R. A. Lipsius, M. Bonnet, E. Hennecke, J. Flamion u. a.). Im 2. Abschnitt wird die Struktur des Werkes analysiert und besonders den für die AA typischen Reden und Gebeten Aufmerksamkeit geschenkt. Im 3. Teil wird neben den theologischen Aussagen nach den zeitgenössischen Ideen und damit verbunden nach Ort und Zeit der Entstehung gefragt, obwohl sich hier der Verfasser nicht zu eng festlegen will. Im Textband findet man neben Hss-Fragen die Rekonstruktion des griechischen Textes der AA, die mit Hilfe der verschiedenen Fragmente erfolgt, und eine Übersetzung des Autors; das lateinische Leben des Andreas von Gregor von Tours (Text von M. Bonnet) samt Übersetzung von P.; den koptischen Text des Papyrus Utrecht 1 (Text von R. van den Brock), wieder übersetzt vom Autor; eine neue Ausgabe des Martyrium prius und synoptische Vergleiche weiterer Quellen. Drucktechnisch sind die zwei Bände (wie die ganze Reihe) ausgezeichnet gestaltet und mit zahlreichen Registern versehen, die das sonderbare Werk der AA u. a. sprachlich, religionsgeschichtlich und forschungsgeschichtlich ausgezeichnet erschließen. Die neuen Bände schließen sich würdig an an die Reihe ihrer Vorgänger.

Linz

A. Fuchs

M. Leutzsch, *Die Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit im »Hirten des Hermas«* (FRLANT, 150), Göttingen 1989 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 286 Seiten, geb. DM 76,—

Der Verfasser untersucht die sozialen Verhältnisse der römischen Gemeinde z. Z. der Abfassung des Pastor Hermae (ca. 100–150, über eine genauere Zeitangabe sei nicht hinauszukommen [10, Anm. 4]). Es ist erstaunlich, wieviel sich durch eine gezielte soziologische Untersuchung an theologisch relevanten Aussagen erheben läßt.

In einem einleitenden Kapitel geht es um das Programm des Hermas, die Überwindung der in sich selbst widersprüchlichen Wirklichkeit der Gemeinde, sowie um die Irritationen, die Hermas infolge seiner Darstellung beim modernen Leser hervorruft (S. 12ff).

Kap. 2–4 versuchen, die Position des Hermas zu bestimmen: autobiographische Ausführungen im Zusammenhang des Bades der Rhode werden hier

ebenso behandelt (Kap. 2, S. 20ff) wie seine Rolle als *paterfamilias* (und damit die Frage nach der Bedeutung des *Oikos* wie römischer Gesellschaftsstrukturen für die Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit bei Hermas, Kap. 3, S. 50ff) und seine Rollen im Kontext von Gemeindeöffentlichkeit und -hierarchie (Kap. 4, S. 63ff). Wichtig und weiterführend ist in diesem Kontext die Kritik an der besonders von M. Dibelius vertretenen Auffassung, die diesbezügliche Aussagen des Hermas seien als fiktive zu verstehen.

Kap. 5–7 behandeln Einzelfragen der Sozialstruktur der Gemeinde: Das Verhältnis von Reichen und Armen (Kap. 5, S. 113ff) sowie die Stellung der Sklaven (Kap. 6, S. 138ff) und Frauen (Kap. 7, S. 156ff) in der Gemeinde. Das römische Motiv von Ulme und Weinstock ist bei Hermas »Zeichen einer sozialen Phantasie, die bisher nicht oder nicht genügend genutzte Möglichkeiten sozialer Beziehungen zur Lösung des Problems der Armut in der christlichen Gemeinde entdeckt und fördert« (S. 126). Für das erstaunliche Phänomen der weitgehenden Ausblendung der Sklaverei im Pastor Hermae nennt der Verfasser einige überlegenswerte Gründe, u. a., daß die Sklaven nicht zu den wesentlichen Problemgruppen gehörten und daß ihre Zahl kleiner als üblicherweise angenommen gewesen sein könnte. Die Wertung der Frau habe im zeitgenössischen Kontext viel bedeutet, von den Impulsen des Evangeliums her gesehen greife sie dagegen zu kurz.

Interessant sind auch die Ausführungen über das Verhältnis von Gemeinde und Gesellschaft (Kap. 8, S. 192ff), wobei der Hinweis auf die Heiden in der Regel als Negativfolie diene, »von der erwünschten Verhalten der Gemeindeglieder abgehoben wird« (S. 211). Verzicht auf den Erwerb materieller Güter und damit Verzicht auf gesellschaftliche Anerkennung im nichtchristlichen Bereich wird als eine wichtige *Maxime* der Schrift herausgestellt.

Kap. 9 bietet eine Darstellung der drei Gemeindegliederanalysen *vis III, sim VIII* und *IX*. Die Modelle haben paränetische Funktion. »Zu einem guten Teil soll mit ihrer Hilfe konformes Verhalten stabilisiert, abweichendes Verhalten benannt und korrigiert werden. Daneben können sie zur Begründung von und als Beispiel für Innovationen dienen, um deren Institutionalisierung in der Gemeinde Hermas sich bemüht« (S. 241). Am Schluß folgen noch kurze Bemerkungen zu Ansätzen einer Kirchensoziologie (S. 244f) und zur Größe der römischen Gemeinde (S. 246ff).

Leutzsch bietet eine gute, methodisch reflektierte Einführung in die sozialen Verhältnisse der römischen Gemeinde z. Z. des Pastor Hermae. Ähnlich wie bei der Darstellung der paulinischen Gemeinden bleibt auch hier trotz des relativ umfangreichen Materials vieles offen, sodaß solche Untersuchungen über einen (unter-

schiedlich gut abgesicherten) »Versuchscharakter« (S. 11) nicht hinauskommen dürften, auch wenn zukünftige Forschung manches noch deutlicher sehen wird. Ein wichtiger Themenbereich scheint dabei jedenfalls die Fruchtbarmachung soziologischer Erkenntnisse (wenn auch hypothetischen Charakters) für das theologische Selbstverständnis des Hermas wie seiner Adressaten zu sein.

Wien

W. Pratscher

W. R. Schoedel, Die Briefe des Ignatius von Antiochien. Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von G. Koester, München 1990 (Verlag Chr. Kaiser), VI+472 Seiten, geb. DM 139,—

Die 7 Briefe des Ignatius von Antiochien gestatten in mancher Hinsicht einen deutlicheren Blick auf das NT, als es die unmittelbare Betrachtung dieser Schriften selbst ermöglicht. Aus der Distanz und Weiterentwicklung werden Ansätze ntl. Spätschriften klarer erkennbar, ob als Fortsetzung oder als Kontrast (Ämter, theologische Konzeptionen des Paulus, Sprache etc.). Dies war schon für H. Lietzmann als Herausgeber des HbNT bzw. für W. Bauer und in der Neubearbeitung für H. Paulsen der Grund, die Kommentierung der Ignatiusbriefe in eine ntl. Reihe aufzunehmen. Schoedel schreibt mit Absicht einen sehr philologischen Kommentar, der auch die Eigenart der Sprache des Ignatius dem Leser deutlich machen soll (»... von höchster Leidenschaft und Formlosigkeit«, E. Norden). In einer ausführlichen Einleitung (3–74) werden Fragen der Textüberlieferung (der Verfasser entscheidet sich für die mittlere Rezension), der theologischen Bedeutung der Briefe, ihrer religiösen und geistigen Umwelt und historische und soziale Umstände der Reise des Ignatius nach Rom eingehend erläutert. Zur Biographie des Ignatius meint Sch., dieser sei eine schwierige Persönlichkeit gewesen. Nach dem Verlust der Kontrolle über seine Gemeinde Antiochien war er in seiner Autorität bedroht, sodaß es zu Konflikten kam, die durch seinen persönlichen Charakter verursacht waren (vgl. 38f).

Der Kommentar selbst ist gekennzeichnet durch eine Unsumme von Parallelen aus den Ignatiusbriefen selbst, antiken Autoren und aus dem NT, sodaß Verfasser wie Adressaten wirklich in ihrer Welt erfassbar werden. Entsprechende Register (Schriftstellen, griechische Termini, inhaltliche Begriffe und Autorenregister) unterstützen die Analyse und das Verständnis des Textes. Obwohl das Schwergewicht dieses Bandes natürlich in der Patristik liegt, hat der Verfasser mit seiner

gründlichen Bearbeitung der Ignatiusbriefe aus den genannten Gründen auch der ntl. Wissenschaft einen großen Dienst erwiesen.

Linz

A. Fuchs

F.-W. Marquardt, Das christliche Bekenntnis zu Jesus, dem Juden. Eine Christologie, I, München 1990 (Verlag Chr. Kaiser), 308 Seiten, geb. DM 79,—

Bücher zum Thema »Jesus der Jude« sind in den vergangenen Jahren in nicht geringer Zahl und nicht nur von jüdischer Seite erschienen. Auch der Verfasser hat sich diesem Trend angeschlossen und legt mit diesem Band den ersten Teil eines auf zwei Bände geplanten Unternehmens vor, das am Jüdischen an Jesus und am »hebräischen/israelitischen Idiom« Jesu und der Bibel (passim) interessiert ist. Er möchte die Christologie, in der er diesen Akzent vermißt, verändern zu einem Traktat, in dem das Jüdische an Jesus gewissermaßen zum Glaubensinhalt gehört. Der Titel des Buches verrät also nicht etwa Interesse an der historischen Person und Herkunft Jesu, gewissermaßen an Jesuanischem, sondern bezeichnet ein Programm. Auch der Blick auf das nichtchristliche Verständnis Jesu in der Einleitung (die Sicht Jesu von seiten der Juden, der Moslems, der Buddhisten und Hinduisten; der Jesus der Philosophen; der Messias der Rebellen) dient wohl vorbereitend der Erschütterung der traditionellen Darstellung. Marquardt plädiert für eine »Christologie des *Juden* Jesus« (307) und möchte »»Jesus allein« . . . den einzigen Inhalt und Gegenstand der Christologie sein . . . lassen — und nicht eine vor, außer, über oder neben ihm vorausgesetzte und anzubetende Gotteshypothese: sei es die eines ewigen »Sohnes«, »Wortes«, sei es die einer ewigen »Weisheit« oder »Geistin«« (aaO.). Der Autor hat dabei wohl das Wort des Juden Paulus außer acht gelassen, daß er nach seiner Bekehrung »Christus nicht mehr dem Fleische nach kennen wolle« (2 Kor 5,16) und daß auch die gerade verworfene Konzeption vom Sohn, der Weisheit und des Wortes aus dem »hebräischen Idiom« stammt, das für ihn sonst so maßgeblich ist. Solange Jesus durch seine Gottesreichverkündigung und die Kritik falscher Gottesvorstellung geprägt ist, steht die These des Autors sehr zur Diskussion. Es könnte sein, daß sich der eine oder andere Leser das Wort Karl Barths zu Herzen nimmt, das M. am Ende seines Buches zitiert: »Sei ein Mann und folge mir *nicht* nach«.

Linz

A. Fuchs

W. Kern - H. J. Pottmeyer - M. Seckler (Hgg), Handbuch der Fundamentaltheologie, IV: Traktat Theologische Erkenntnislehre. Schlußteil: Reflexion auf Fundamentaltheologie, Freiburg - Basel - Wien 1988 (Verlag Herder), 544 Seiten, kart. DM 74,-

Für die Exegese sind aus diesem Handbuch der Fundamentaltheologie vor allem die beiden Abschnitte über die Heilige Schrift (68–99), bearbeitet von M. Limbeck, und über das Prinzip der Überlieferung (100–123), bearbeitet von D. Wiederkehr, von Bedeutung. Limbeck behandelt nach einem kurzen Blick auf die Bibel als Weltliteratur die beiden altbekannten Themen Inspiration und Kanon. Vor allem die Entwicklung des Inspirationsbegriffs und der Erörterung der kontrovers-theologischen Positionen sind heute von Interesse. Vom Dogmatiker Wiederkehr wird dem *sola scriptura* Luthers die Tradition als vorausgehendes und begleitendes Phänomen schon bei der Entstehung gegenübergestellt. Wichtig sind die Bemerkungen über Traditionsentstehung in der heutigen Kirche (optimistische und pessimistische Modelle, u. ä.), die Berufung auf den Geist und das Verhältnis des Volkes Gottes zum offiziellen kirchlichen Lehramt bezüglich der Tradition. Da die vorgetragenen Standpunkte weitgehend von Protestanten wie Katholiken geteilt werden, bilden diese Abhandlungen ein verbindendes Element zwischen den Kirchen und leisten der Wiedergewinnung der Einheit einen positiven Dienst.

Linz

A. Fuchs

Eingesandte Bücher:

- G. Adler, Erinnerung an die Engel. Wiederentdeckte Erfahrungen (HerBü, 1245), Freiburg 1986 (Verlag Herder), 190 Seiten, kart. DM 8,90
- G. Baudler, Erlösung vom Stiergott. Christliche Gotteserfahrung im Dialog mit Mythen und Religionen, Stuttgart/München 1989 (Verlage Calwer/Kösel), 432 Seiten, geb. DM 48,—
- D. Knapp, Deuteronomium 4. Literarische Analyse und theologische Interpretation (GThA, 35), Göttingen 1987 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), VIII+226 Seiten, kart.
- G. Kreppold, Sakramente – Leere Tradition oder Lebenshilfe? (Perspektiven für die Seelsorge, 2), Würzburg 1990 (Verlage Seelsorge und Echter), 90 Seiten, kart. DM 24,— (Fortsetzungspreis DM 19,80)
- A. Ronai - H. Wahle, Das Evangelium – ein jüdisches Buch? Eine Einführung in die jüdischen Wurzeln des Neuen Testaments (HerBü, 1298), Freiburg 1986 (Verlag Herder), 190 Seiten, kart. DM 9,90
- F. Stier, Das Neue Testament, München/Düsseldorf 1989 (Verlage Kösel/Patmos), 580 Seiten, Leder DM 58,—

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT

Serie B (= Monographien) Band 5:

Albert Fuchs, Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern, Linz 1980. Überarbeitete und stark erweiterte Habilitationsschrift (Prof. Mußner, Univ. Regensburg)

Die Arbeit nimmt eine der in quellenkritischer und traditionsgeschichtlicher Hinsicht umstrittensten Perikopen neu in Angriff oder richtiger gesagt wird an Hand dieses komplizierten Überlieferungsstoffes das im System der Zweiquellentheorie bisher ungelöste Problem der Übereinstimmungen gegen Mk (H. Conzelmann: »ihre offene Flanke«, ThRu 37 [1972] 234) neu untersucht. Es stellt sich heraus, daß die Frage der agreements keineswegs mit dem Hinweis auf schwankende Handschriftenüberlieferung, den Einfluß mündlicher Tradition oder auch, was bisher mit der Sicherheit einer opinio communis vertreten bzw. wiederholt wurde, der Mk-unabhängigen Q-Überlieferung abgetan bzw. wirklich einsichtig gemacht werden kann. Statt dessen ergibt sich, daß der Mk-Stoff von einem vor Mt und Lk arbeitenden Redaktor sprachlich, stilistisch und inhaltlich umgestaltet und durch zusätzliches Material stark erweitert wurde. Von dieser Stufe gehen dann Mt und Lk aus, um ihren Interessen entsprechend jeweils neue Akzente zu setzen. Gemäß dieser These müßte die Zweiquellentheorie, deren Hauptergebnisse nicht bestritten werden, zu einer Dreistadien- oder Dreistufentheorie (Mk, Deuteromarkus, Mt bzw. Lk) umgeformt werden. — Die Herausforderung an die bisherige quellentheoretische Erklärung der Synoptiker ist offenkundig.